

Lebensgeschichten

Säuglingsheimplatzierungen in den 1950er-Jahren



Lebensgeschichten

Säuglingsheimplatzierungen in den 1950er-Jahren



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra



marie meierhofer institut für das kind
assoziiertes institut der universität zürich

Inhaltsverzeichnis

erinnern für morgen **4**

Vorworte
Raphael Golta **5** • Patricia Lannen **6**

Kapitel 1
Säuglingsheimplatzierungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts **8**

Kapitel 2
Das Kind im Blick – die Studie von Marie Meierhofer **12**

Kapitel 3
Die Aufarbeitung fürsorglicher Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen **14**

Kapitel 4
Die Studie «Lebensgeschichten» – 60 Jahre nach der Säuglingsheimplatzierung **16**

Kapitel 5 – Portraits von Betroffenen
Evelyne Nocke **18** • Giovanni Borrelli **20** • Heinz Odermatt **22**
Barbara Findeisen **24** • Viola Jori **26** • Adolf Gloor **28** • Otto Löffler **30**
Ester Chiandussi **32** • Brigitte R. **34** • Andreas Vogt **36**
Maja Rosenberger **38** • Marianne G. **40** • Giuseppe Cerrato **42**
Graziella Hürlimann **44** • Markus Moosmann **46** • Stefano Delrio **48**
Markus Blaser **50** • Vicky **52** • Christina Avanzini **54** • Juha Stump **56**
Federico Andreani **58** • Monika B. **60** • Mauro Vattolo **62** • Christa **64**
Silvano **66** • Peter Wettstein **68** • Franca, Marina und Daniela Donati **70**
Aldo und Giovanni Tommasin, Maria Maccari **74**

Kapitel 6
Spuren früher Erfahrungen – Erkenntnisse aus den Erzählungen **80**

Anhang
Publikationen zur Studie «Lebensgeschichten» **84** • Danksagung **86**
Das Marie Meierhofer Institut für das Kind **87** • Impressum **88**

erinnern für morgen

Über viele Jahrzehnte griffen Behörden in der Schweiz mit sogenannten «fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen» tief in das Leben von hunderttausenden Menschen ein. Die Massnahmen wurden im Namen der Fürsorge angeordnet, verursachten faktisch jedoch vielfach immenses Leid. Für Betroffene bedeuteten diese Eingriffe häufig den Verlust von Freiheit, familiären Beziehungen und persönlichen Lebensperspektiven. Die Folgen wirken oft bis heute nach und prägen nicht selten auch die nachfolgenden Generationen.

In den vergangenen Jahren hat die Schweiz wichtige Schritte unternommen, um dieses Unrecht aufzuarbeiten. Die Forschung ist ein zentraler Bestandteil der Aufarbeitung und ein wichtiges Anliegen von Betroffenen. Sie zeigt, warum es fürsorgerische Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen gab, wer sie anordnete und wie sie umgesetzt wurden. Die wissenschaftliche Aufarbeitung trägt dazu bei, das erlittene Unrecht und seine Folgen zu verstehen.

Ebenso wichtig ist aber auch, dass diese Erkenntnisse vermittelt und zugänglich gemacht und das Wissen zu Allgemeinwissen werden kann. Dazu gehört, sich an das begangene Unrecht und Leid zu erinnern und aus den Einsichten Lehren für heute und die Zukunft zu ziehen.

Vor diesem Hintergrund hat das Bundesamt für Justiz das Programm «erinnern für morgen» ins Leben gerufen. Es setzt zwischen 2024 und 2028 einen gesetzlichen Auftrag um, der im Bundesgesetz über die Aufarbeitung fürsorgerischer Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen vor 1981 verankert ist. Ziel des Programmes ist es, die Ergebnisse der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Aufarbeitung einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen und das Wissen darüber an kommende Generationen weiterzugeben. Das viersprachige Programm verfolgt dabei unterschiedliche Ansätze: Es macht bestehendes Wissen sichtbar und zugänglich, fördert die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und unterstützt Bildungs- und Vermittlungsangebote.

Im Rahmen des Programmes entstand unter anderem eine thematische Web-Plattform, die sämtliche wichtigen Informationen zum Thema für Interessierte zugänglich macht. Die Wanderausstellung «VERSORGT. VERDINGT. VERGESSEN? Geschichte(n) von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen in der Schweiz» richtet sich in allen Landesregionen an eine breite Öffentlichkeit. Mittels der Lern-App «Fürsorge und Zwang» können Schülerinnen und Schüler mehr über das Schicksal betroffener Menschen erfahren.

Weiter unterstützt das Programm während seiner Laufzeit mittlerweile über 30 Projekte Dritter, die sich der Vermittlung der Thematik widmen. Das Buch «Lebensgeschichten. Säuglingsheimplatzierungen in den 1950er-Jahren» ist eines dieser Vermittlungsprojekte. Es trägt dazu bei, historische Erkenntnisse einem breiten Publikum zugänglich und die Erfahrungen Betroffener sichtbar zu machen; darüber hinaus fördert es die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Kapitel der Schweizer Geschichte.



EINBLICK IN DIE NATIONALE WANDERAUSSTELLUNG
«VERSORGT. VERDINGT. VERGESSEN?»

Vorworte

Liebe Leser*innen

Fürsorgerische Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen – ohne Möglichkeit, sich zu wehren – gehören zu den dunkelsten Kapiteln der Schweizer Sozialgeschichte. Auch Stadtzürcher Behörden waren daran beteiligt. Kinder und Jugendliche wurden willkürlich in Heimen weggesperrt, fremdplatziert und als billige Arbeitskräfte ausgebeutet. Ebenso willkürlich kamen Frauen und Männer zur «Nacherziehung» in Arbeitsanstalten oder wurden gegen ihren Willen in psychiatrische Kliniken eingewiesen. «Liederliche» und «arbeitsscheue» Menschen wurden entmündigt und zwangssterilisiert. Eine Studie des Sozialdepartements geht zwischen 1920 und 1980 in der Stadt Zürich von knapp 85.000 Versorgungen von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen aus. Was diese Menschen erlitten haben, ist furchtbar und beschämend. Der Zürcher Stadtrat anerkennt das ihnen angetane Unrecht und bittet die Betroffenen von Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen um Entschuldigung.

Im vorliegenden Buch geht es um die Wehrlosesten aller Betroffenen: Säuglinge und Kleinkinder. Hunderte von ihnen wurden ihren Eltern weggenommen, weil deren Lebensweise nicht den damaligen gesellschaftlichen Vorstellungen entsprach. Besonders betroffen waren unverheiratete Mütter oder Gastarbeiter*innen. Die Kinder, in den meisten Fällen wenige Wochen oder Monate alt, wurden in Zürcher Säuglingsheimen untergebracht. Aus heutiger Sicht ist es kaum zu fassen, wie wenig Zuwendung diese Kinder erfuhren – nicht mal eine Stunde menschlichen Kontakt pro Tag. Sie waren zwar körperlich versorgt, doch Nähe, Trost und Anregung fehlten gänzlich. Es war der Ärztin Marie Meierhofer und ihrer vergleichenden Studie aus den 1950er- bis 1970er-Jahren zu verdanken, dass erkannt wurde, wie entscheidend Geborgenheit und Anregung für die Entwicklung eines Kindes sind.

Die kürzlich publizierte Langzeitstudie des Marie Meierhofer Institutes für das Kind zeigt nun auch, wie gravierend sich dieser frühe Mangel langfristig auswirkt. Die Lebenserwartung der Menschen, die ihre ersten Jahre in Zürcher Säuglingsheimen verbrachten, liegt deutlich unter derjenigen der Allgemeinbevölke-

rung. Viele der Betroffenen leiden bis heute unter den Folgen von Erfahrungen, an die sie kaum bewusste Erinnerungen haben.

Der Zürcher Stadtrat hat im September 2022 entschieden, einen kommunalen Solidaritätsbeitrag an die Opfer von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen vor 1981 auszurichten. Die Stadt Zürich anerkennt mit dem Solidaritätsbeitrag das begangene Unrecht und leistet einen Beitrag zur Wiedergutmachung. 2026 hat der Kanton Zürich mit einem kantonalen Solidaritätsbeitrag nachgezogen.

Wenn wir in die Vergangenheit blicken, geht es nicht nur darum, Unrecht anzuerkennen, sondern auch darum, für die Gegenwart und Zukunft zu lernen. Die Stadt Zürich hat aus dieser Geschichte gelernt. Seit 2010 legt die Stadt einen besonderen Fokus auf die Frühe Förderung, um allen Kindern bestmögliche Startchancen zu bieten – unabhängig von Herkunft, sozialen und wirtschaftlichen Umständen oder dem Bildungsstand der Eltern. Die Stadt investiert in Geburtsvorbereitungskurse, Familienberatung, Kitas, Therapien, Vernetzung, Information und vieles mehr.

Die Stadt ist sich aber auch bewusst, dass es bei allem Fortschritt immer einen kritischen Blick braucht. Es ist unsere Verantwortung, hinzuschauen, unsere Strukturen zu hinterfragen und unsere Arbeit kontinuierlich zu reflektieren, damit sich eine Geschichte wie diejenige der Säuglingsheimplatzierungen nie wiederholt.

Das vorliegende Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Aufarbeitung eines bislang wenig beachteten Kapitels der Zürcher Geschichte. Ich danke dem Marie Meierhofer Institut für das Kind für die Initiative. Besonders danke ich aber den 32 Menschen, die in diesem Buch ihre Geschichten erzählen, stellvertretend für so viele mehr. Sie zeugen von enorm viel Mut und Stärke – und Lebensfreude, trotz allem.

Raphael Golta
Stadtpräsident von Zürich

”Aufarbeitung beginnt mit Zuhören.
Mögen die Stimmen der Betroffenen
gehört werden – heute und in Zukunft!“

Liebe Leserin, lieber Leser

Dieses Buch wäre ohne die Menschen, die bereit waren, ihre Geschichte zu erzählen, nicht möglich gewesen. Sie verbrachten ihre früheste Kindheit in Säuglingsheimen – in einem Lebensabschnitt, an den sie kaum bewusste Erinnerungen haben. Indem sie sich heute öffnen und uns an ihren Erfahrungen teilhaben lassen, geben sie stellvertretend unzähligen anderen Betroffenen eine Stimme.

Ihre Erzählungen tragen dazu bei, in der Gesellschaft Verständnis und Anerkennung dafür zu schaffen, was diese Menschen erlebt haben. Sie machen sichtbar, was damals geschehen ist und welche Auswirkungen diese frühen Erfahrungen auf das Leben der Betroffenen hatten und noch immer haben. Wie Teile eines Puzzles fügen sich die einzelnen Lebensgeschichten zu einem grösseren Bild zusammen.

So zeigte sich, dass das Erzählen der eigenen Geschichte nicht nur für die Gesellschaft von Bedeutung ist. Es war auch für die Betroffenen selbst bedeutsam. Manche berichteten, dass sie dadurch neue Perspektiven auf ihr eigenes Leben gewinnen konnten. In vielen Gesprächen mit den Zeitzeug:innen der Säuglingsheimplatzierungen wurde spürbar, wie wertvoll diese Erfahrung für sie war: Über Erfahrungen sprechen zu können, die lange mit Scham und Schmerz verbunden waren, gehört zu werden und Resonanz zu erhalten. Für manche trug die Teilnahme an der Studie dazu bei, Lücken in der eigenen Lebensgeschichte zu füllen, das Geschehene besser einzuordnen oder Zusammenhänge im eigenen Leben neu zu betrachten. Einige beschrieben, dass dadurch Gespräche in der Familie möglich wurden, die zuvor kaum oder nie geführt worden waren.

Dabei haben wir unsere eigene Rolle als Forschende immer wieder kritisch reflektiert. Durch unser Zuhören haben wir den Betroffenen Raum gegeben, ihre Geschichten zu erzählen. Gemeinsam ist es uns gelungen, dass diese Geschichten ihren Weg in die Gesellschaft finden und zur historischen Aufarbeitung beitragen können. Wir sind uns dieser grossen Verantwortung bewusst und gehen mit den uns offenbarten Lebensgeschichten und dem Vertrauen, das uns entgegengebracht wurde, mit grösster Sorgfalt und Respekt um.

Eine zentrale Erkenntnis, die unser Forschungsteam aus der Studie gewinnen durfte, lautet: Empathie ist wichtiger als Expertise. Diese Aussage, die wir auf dem gemeinsamen Weg mit den Betroffenen immer wieder gehört haben, nehmen wir uns sehr zu Herzen. Sie stellt Anforderungen an unsere eigene Menschlichkeit und verlangt ehrliche Zugewandtheit. Die Menschen, die ihre Geschichten mit uns geteilt haben, haben zugleich unseren Blick auf dieses Kapitel der Geschichte nachhaltig geprägt. Dass sie uns Einblick in ihr Leben gewährt und uns ihr Vertrauen geschenkt haben, erfüllt uns mit grosser Dankbarkeit und Demut.

Die Lebensgeschichten in diesem Buch erinnern uns an unsere Verantwortung für die Gegenwart und die Zukunft: Wir möchten dazu beitragen, dass jedes Kind – ganz gleich, in welchem Kontext es aufwächst – Liebe und Geborgenheit erfährt. Jedes Kind hat das Recht, die Welt in Sicherheit und Verbundenheit zu entdecken.

Denn Aufarbeitung beginnt mit dem Zuhören. Mögen die Stimmen der Betroffenen gehört werden – heute und in Zukunft!



PD Dr. Patricia Lannen

Institutsleiterin Marie Meierhofer Institut für das Kind (MMI)



„Die Kinder sollten nicht «verwöhnt» werden. Stattdessen standen Disziplin, Ordnung und Regelmässigkeit im Vordergrund, auch in den ersten Lebensmonaten.“

Säuglingsheimplatzierungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

In der Schweiz kam es bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht selten vor, dass Säuglinge und Kleinkinder von ihren Eltern getrennt und in Säuglings- und Kinderheimen betreut wurden; diese Massnahmen waren durch die gesellschaftlichen Vorstellungen jener Zeit bedingt und standen in engem Zusammenhang mit den Lebensumständen der Eltern.

Besonders häufig betroffen waren junge, unverheiratete oder minderjährige Frauen, die ein Kind zur Welt brachten. Dies galt damals nicht als akzeptierte Familienform. Diesen Frauen wurde ein liederlicher Lebensstil vorgeworfen, und sie wurden von der Gesellschaft stark stigmatisiert, anstatt Unterstützung zu erhalten. In solchen Fällen entschieden die zuständigen Behörden, dass das Kind bevormundet und die Verantwortung für das Kind unmittelbar nach der Geburt dem Staat übertragen werden sollte.

Die Trennung wurde meist als Schutz vor schlechten Einflüssen der Eltern für das Kind verstanden, ganz im Sinne der damaligen gesellschaftlichen Ordnung und im Einklang mit den Vorstellungen einer bürgerlichen Kleinfamilie. In dieser patriarchalen Familienstruktur musste der Ehemann die Rolle des Alleinernährers übernehmen, während der Ehefrau die Rolle der Hausfrau und die Betreuung der eigenen Kinder zuteilwurden. Anstatt Familien und

Mütter, die diesen Vorgaben nicht entsprachen, so zu unterstützen, dass das Kind bei ihnen bleiben konnte, wurde die Fremdplatzierung als naheliegende Lösung angesehen.

Viele Säuglinge, die fremdplatziert wurden, stammten auch aus Familien von Arbeitsmigrant:innen. Besonders betroffen waren italienische Gastarbeitende. Diese Familien waren mit gesellschaftlicher Diskriminierung und prekären Arbeitsverhältnissen konfrontiert. Um den Aufenthaltsstatus nicht zu verlieren, mussten meist beide Elternteile Vollzeit arbeiten. Hinzu kamen fehlender Mutterschaftsurlaub und beengte Wohnverhältnisse, die für ein Leben mit kleinen Kindern kaum geeignet waren. Unter diesen Bedingungen war es ihnen oft nicht möglich, ihre Kinder selbst zu betreuen. Die Unterbringung in einem Säuglingsheim galt deshalb als einzige Lösung, auch wenn sie für die betroffenen Familien mit schmerzhaften Trennungen verbunden war.

Die Umstände in den Säuglingsheimen hingen eng mit den damaligen Vorstellungen über Säuglinge und ihre Entwicklung zusammen: Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde der Säugling als einfaches, weitgehend reflexgesteuertes Wesen betrachtet, dessen Bedürfnisse als begrenzt galten. Nähe und Trost wurden nicht als hilfreich, sondern eher als schädlich angesehen. Kinder sollten nicht



„Die Säuglinge erhielten Nahrung,
Hygiene und medizinische Versorgung.
Es fehlten ihnen aber vertraute
und verlässliche Bezugspersonen.“

«verwöhnt» werden. Stattdessen standen Disziplin, Ordnung und Regelmässigkeit im Vordergrund, auch in den ersten Lebensmonaten. Man ging davon aus, dass es einem Säugling nicht schade, wenn er von wechselnden oder fremden Personen versorgt wurde.

In einer Zeit, in der endlich ein deutlicher Rückgang der Säuglingssterblichkeit gelungen war, lag der Schwerpunkt in der Betreuung vor allem auf der körperlichen Gesundheit und Hygiene. Die Kinder waren medizinisch in der Regel gut versorgt, Sauberkeit und feste Abläufe hatten hohe Priorität. Um Infektionen zu vermeiden, wurde der Körperkontakt auf das Nötigste beschränkt. Die Betreuung war entsprechend stark von Pflegehandlungen bestimmt: Die Kinder wurden gefüttert, gewaschen, gewickelt und medizinisch kontrolliert.

Viele Kinder verbrachten einen grossen Teil des Tages allein in ihren Bettchen und hatten nahezu keinen menschlichen Kontakt. Mahlzeiten sowie Schlaf- und Pflegezeiten folgten festen Plänen. Für individuelle Zuwendung blieb

angesichts der hohen Zahl an Kindern nur wenig Raum, und es war kaum möglich, auf die Signale, das Tempo und die besonderen Bedürfnisse jedes einzelnen Kindes einzugehen.

Zugleich war die Umgebung von einem Mangel an Anregungen geprägt: Wenn Säuglinge lange in ihren Betten lagen, konnten sie wenig greifen, sich bewegen oder ihre Umgebung erkunden. Sie hörten weniger Sprache, sahen seltener ein vertrautes Gesicht und erlebten weniger gemeinsames Spiel. Gerade Sprache und soziale Fähigkeiten entwickeln sich jedoch im Austausch mit anderen Menschen.

Aus heutiger Sicht lässt sich dieser Alltag als eine Form chronischer psychosozialer Deprivation beschreiben: Die Kinder erhielten also Nahrung, Hygiene und medizinische Versorgung. Es fehlten ihnen aber vertraute und verlässliche Bezugspersonen, feinfühligere Reaktionen auf ihre Signale sowie anregende Erfahrungen, die für Lern- und Entwicklungsprozesse notwendig sind.



“Die Studie fand in der Schweiz und auch international grosse Beachtung. Sie trug dazu bei, das Verständnis von Säuglingen zu verändern und die Bedürfnisse von jungen Kindern in Heimen stärker ins Zentrum zu rücken.”

Das Kind im Blick – die Studie von Marie Meierhofer

Marie Meierhofer war in Zürich in den 1950er-Jahren Stadtärztin und unter anderem für die Säuglingsheime zuständig. In ihrer täglichen Arbeit begegnete sie vielen kleinen Kindern, die zwar medizinisch versorgt waren, denen es aber dennoch aufgrund der Deprivation nicht gut ging. Sie beobachtete Entwicklungsverzögerungen, Rückzug und Auffälligkeiten im Verhalten. Diese Symptome führte sie auf einen Mangel an Nähe zu vertrauten Bezugspersonen zurück; zugleich war ihr jedoch bewusst, dass sie den Schwerpunkt auf der körperlichen Grundversorgung, der in den Heimen üblich war, als Einzelperson nicht verändern konnte. So entschied sie sich, genau hinzuschauen und zu dokumentieren.

Zwischen 1958 und 1961 untersuchte Dr. Marie Meierhofer alle Kinder bis zum Alter von drei Jahren, die in Zürcher Säuglingsheimen lebten – insgesamt 431 Kinder. Sie erfasste ihre körperliche Gesundheit sowie ihre Entwicklung und verglich sie mit Kindern, die zur gleichen Zeit in Familien aufwuchsen und im Rahmen der Zürcher Longitudinalstudien am Kinderspital Zürich untersucht wurden.

Die Ergebnisse waren eindeutig: Die Kinder, die in Säuglingsheimen lebten, hatten pro Tag weniger als eine Stunde menschlichen Kontakt. Die jungen Kinder hielten sich im Schnitt ein knappes Jahr im Säuglingsheim auf; einige nur ein paar Monate, andere die gesamten ersten drei Lebensjahre der Säuglingsheim-Zeit. Sie entwickelten sich folglich im Durchschnitt in allen Bereichen schlechter als die untersuchten Kinder aus Familien: in ihrer Bewegung, in ihrer Sprache, im sozialen Verhalten und in der körperlichen Entwicklung. Besonders

deutlich waren die Unterschiede bei Kindern, die lange im Heim blieben, häufiger das Heim wechselten oder nur wenig Kontakt zu ihren Familien hatten.

Einige Jahre später, zwischen 1971 und 1973, untersuchte Marie Meierhofer 173 dieser Kinder erneut. Ihre Lebenswege waren sehr unterschiedlich: Einige Kinder waren immer noch in Heimen untergebracht, andere wieder bei ihren biologischen Familien bzw. bei Pflegefamilien oder sie waren adoptiert worden.

Auch im Jugendalter zeigten sich im Vergleich zu Gleichaltrigen, die nie in einem Heim gelebt hatten, weiterhin vermehrt Auffälligkeiten wie depressive Verstimmungen, Schulprobleme und Stereotypien (sich wiederholende, rhythmische Bewegungen oder Verhaltensweisen). Die frühen Erfahrungen wirkten also über die ersten Lebensjahre hinaus.

Die Studie fand in der Schweiz und auch international grosse Beachtung. Sie trug dazu bei, das Verständnis von Säuglingen zu verändern und die Bedürfnisse von jungen Kindern in Heimen stärker ins Zentrum zu rücken. Nähe, Beziehung und Zuwendung wurden zunehmend als wichtige Grundlagen kindlicher Entwicklung verstanden.

Eng verbunden mit dieser Arbeit ist auch die Entstehung des Marie Meierhofer Institutes für das Kind. Die Studie gab den Ausschlag dafür, dass Marie Meierhofer 1957 das «Institut für Psychohygiene im Kindesalter» gründete, aus dem 1978 das heutige «Marie Meierhofer Institut für das Kind (MMI)» hervorging. Bis heute ist es ein Kernanliegen des MMI, Kinder in ihren Bedürfnissen ernst zu nehmen und frühe Erfahrungen sichtbar zu machen.



„Über viele Jahre hinweg versuchten Betroffene, auf das aufmerksam zu machen, was sie erlebt hatten. Jedoch blieben ihre Stimmen lange unbeachtet.“

Die Aufarbeitung fürsorgerischer Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen

Säuglingsheimplatzierungen waren bis tief in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts Teil eines umfassenderen Systems staatlicher Eingriffe in das Leben von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Dieses System hatte immense Auswirkungen auf persönliche und familiäre Lebensverläufe und brachte Menschen in Situationen, in denen ihre Rechte und ihre Würde nicht ausreichend geschützt waren. Dazu gehörten unter anderem die Verdingung von Kindern, Unterbringungen in psychiatrischen Kliniken, Medikamentenversuche, Zwangskastrationen und Zwangsadoptionen.

Über viele Jahre hinweg versuchten Betroffene, auf das aufmerksam zu machen, was sie erlebt hatten. Lange blieben ihre Stimmen jedoch unbeachtet. In den 1980er-Jahren fand in der Schweiz erstmals eine Auseinandersetzung mit den Zwangsplatzierungen jenuischer Kinder (Aktion «Kinder der Landstrasse») statt. Es vergingen nochmals über 20 Jahre, bis Altbundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf bei den Opfern – ehemals administrativ versorgten Personen – um Entschuldigung bat. Im Jahr 2013 bat dann Altbundesrätin Simonetta Sommaruga im Namen der Schweizer Regierung bei allen Betroffenen fürsorgerischer Zwangsmassnahmen um Entschuldigung. Erst mit dieser Bitte um Entschuldigung wurde ein Prozess angestossen, in dem sich die Schweiz intensiver mit ihrer Geschichte auseinandersetzte und mit der wissenschaftlichen, historischen, rechtlichen und politischen Aufarbeitung begann. Das beharrliche Engagement zahlreicher Einzelpersonen wie auch Betroffenen- und Opfervereinigungen war in jedem Schritt des Prozesses zentral.

In der Folge kamen Vertreter:innen verschiedener Anspruchsgruppen mit Betroffenen und staatlichen Akteur:innen an einem Runden Tisch zusammen. Das war für viele Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen ein emotio-

nal Meilenstein. Eine Unabhängige Expertenkommission Administrative Versorgung wurde mit der Aufgabe betraut, unterschiedliche Aspekte dieser Geschichte aufzuarbeiten. In ihren Schlussfolgerungen hielt sie fest, dass der durch das erlittene Unrecht entstandene Verlust unermesslich und nicht wiedergutmachen sei. Entscheidend sei daher – so der Standpunkt dieser Expertenkommission – die Rehabilitation jener Menschen, die von der Gesellschaft ausgeschlossen, stigmatisiert und durch ein organisiertes System des Zwanges zum Schweigen gebracht worden waren.

Mit dem Inkrafttreten des Bundesgesetzes zur Aufarbeitung der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen vor 1981 im Jahr 2017 erhielten Betroffene erstmals formelle Anerkennung, finanzielle Entschädigungen und öffentliche Räume, um ihre Erfahrungen sichtbar zu machen. Diese Schritte markieren einen wichtigen gesellschaftlichen Wandel.

Auffällig ist jedoch, dass Säuglingsheimplatzierungen in diesem Aufarbeitungsprozess lange Zeit kaum berücksichtigt wurden. Ein wesentlicher Grund dafür liegt darin, dass die damaligen Säuglinge als erwachsene Personen keine bewussten Erinnerungen an diese frühe Lebenszeit haben und daher weniger auf ihr Schicksal aufmerksam machen konnten.

Ebenfalls im Jahr 2017 wurde das Nationale Forschungsprogramm 76 zu Fürsorge und Zwang (NFP 76) lanciert. Es förderte Forschungsarbeiten, die untersuchten, wie fürsorgerische Praktiken entstanden sind, wie sie wirkten und welche Folgen sie für die Betroffenen hatten.

Das NFP 76 setzte ein wichtiges gesellschaftliches Zeichen: Die Erfahrungen der Betroffenen wurden als Teil der Schweizer Geschichte anerkannt und als wissenschaftlich wie gesellschaftlich bedeutsam verstanden.



”Die Studie «Lebensgeschichten» ist weltweit einzigartig. Sie zeigt, dass die staatlichen Eingriffe in der Frühen Kindheit langfristige Auswirkungen auf das Leben der Betroffenen hatten – bis hin zu einer verkürzten Lebenserwartung.“

Die Studie «Lebensgeschichten» – 60 Jahre nach der Säuglingsheimplatzierung

Im Rahmen des Nationalen Forschungsprogrammes 76 wurde es möglich, die Arbeit von Marie Meierhofer weiterzuführen und erstmals zu untersuchen, wie sich das Leben der ehemals in Säuglingsheimen platzierten Menschen über viele Jahrzehnte hinweg entwickelt hat. Ziel war es, zum einen sichtbar zu machen, welche Spuren diese frühen Erfahrungen bis ins späte Erwachsenenalter hinterlassen haben, und zum anderen den Betroffenen eine Stimme zu geben.

Ab 2018 wurden alle 431 Personen, die Marie Meierhofer Ende der 1950er-Jahre als Säuglinge untersucht hatte, über die Personenregister in der Schweiz und im Ausland gesucht und eingeladen, an der Fortführung der Studie teilzunehmen. Gleichzeitig wurden auch jene Menschen erneut kontaktiert, die zur gleichen Zeit im Rahmen der Zürcher Longitudinalstudien in Familien aufgewachsen waren. Dadurch konnte der Vergleich zwischen unterschiedlichen Lebenswegen über einen Zeitraum von rund 60 Jahren hinweg weitergeführt werden.

Die Vorbereitung der Studie erfolgte mit grosser Sorgfalt. Ihre Planung wurde gemeinsam mit Betroffenen reflektiert und ausgearbeitet; ihre Erfahrungen und Hinweise flossen in die Umsetzung ein. Ein umfassendes ethisches Vorgehen wurde entwickelt, um den Teilnehmenden mit Respekt und Achtsamkeit zu begegnen. Die Beteiligten wurden gebeten, Fragebögen auszufüllen, an neuropsychologischen Untersuchungen teilzunehmen und in biografischen Gesprächen ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Menschen, die als Säuglinge in Heimen aufgewachsen sind, haben im Durchschnitt eine höhere Sterblichkeit, eine schlechtere psychische und körperliche Gesundheit, eine geringere Lebenszufriedenheit sowie häufiger

kognitive Schwierigkeiten. Auch im Umgang mit starken Gefühlen, in Beziehungen und bezüglich der finanziellen Situation zeigen sich bis ins Erwachsenenalter hinein Unterschiede im Vergleich zu Menschen, die nicht von Platzierungen betroffen waren.

In den rund 100 biografischen Gesprächen, an denen weit mehr Menschen teilnahmen als geplant, zeigte sich ein grosses Bedürfnis, die eigene Geschichte zu erzählen. Für viele war es das erste Mal, dass sie so ausführlich über ihre Erfahrungen sprechen konnten. Zugleich wurde deutlich, wie bruchstückhaft das Wissen über die eigenen ersten Lebensjahre oft ist – nicht zuletzt, weil Fremdplatzierungen lange tabuisiert und für die Familien häufig mit Scham verbunden waren.

Diese Studie ist weltweit einzigartig. Sie zeigt, dass die staatlichen Eingriffe in der Frühen Kindheit langfristige Auswirkungen auf das Leben der Betroffenen hatten – bis hin zu einer verkürzten Lebenserwartung.

Zugleich bestätigt sie die grundsätzliche Bedeutung der Frühen Kindheit: Das, was Kinder in den ersten Lebensjahren erleben, prägt ihren weiteren Lebensweg. Besonders deutlich wird, wie wichtig verlässliche, liebevolle Bezugspersonen sind und wie sehr junge Kinder darauf angewiesen sind, ihre Welt mit allen Sinnen entdecken zu können.

Darüber hinaus führen die Ergebnisse vor Augen, dass sich Lebensverläufe trotz ähnlicher Ausgangsbedingungen sehr unterschiedlich entwickeln können. Um diese Vielfalt und das persönliche Erleben noch sichtbarer zu machen, haben sich die in diesem Buch portraitierten Menschen bereit erklärt, ihre Geschichte zu erzählen. Mit grossem Mut geben sie Einblick in ihr Leben – stellvertretend für viele andere Betroffene.

„Das ist meine Geschichte. Und die gehört zu mir“

Armut, Gewalt und Ohnmacht haben die ersten
Jahrzehnte des Lebens von Evelyne Nocke geprägt –
bis es zu einer glücklichen Wendung kam

Evelyne Nocke hat viel Schweres erlebt: Ihre Familie lebte am Existenzminimum in einer Ein-Zimmer-Wohnung; die Eltern mussten hart arbeiten und konnten sich daher kaum um ihre Kinder kümmern. So kam sie als Kleinkind ins Säuglingsheim Ottenweg; zwei Jahre später wurde dort auch ihr jüngerer Bruder aufgenommen. Die Mutter besuchte sie nur selten. Der Vater – eine ihrer wenigen Bezugspersonen, die ihr Liebe entgegenbrachten – starb früh. Ab diesem Moment wurde die familiäre Situation für die Kinder unerträglich: Die Mutter war überfordert, die Wohnung verwahrloste, Gewalt gehörte zum Alltag. Evelyne Nocke musste damals eine Rolle übernehmen, die kein Kind tragen sollte: Sie wurde als älteste Tochter zur Verantwortlichen für die jüngeren Brüder und – wie sie es formuliert – zum «Sündenbock».

Eine fremde Familie schlug sie im Auftrag der Mutter, das Kinderzimmer roch nach Urin, Nachbarinnen brachten den Kindern gelegentlich Essen. Die Tante kam häufig vorbei und kümmerte sich, so gut es ging; sie konnte die Kinder jedoch nicht zu sich nehmen. Schliesslich folgte eine erneute Fremdplatzierung.

Die Beziehung zu ihrem Bruder, mit dem sie anfänglich im Heim war, blieb für Evelyne Nocke zeitlebens zentral. Als sie später getrennt untergebracht wurden – er bei den Jungen, sie bei den Mädchen –, durften sie sich nur sehen, wenn ein formeller Antrag gestellt und genehmigt wurde. Die wenigen Begegnungen endeten jeweils in schmerzhaften Trennungen, bei denen die Geschwister weinend voneinander weggerissen wurden. Den Umgang im Heim mit körperlichen Strafen, Stigmatisierungen und sexuellen Grenzverletzungen bezeichnet Evelyne Nocke als gewaltvoll. Wie ein roter Faden zieht sich das Thema Gewalt – auch sexualisierte Gewalt – durch ihr Leben: «Ich spüre den Schmerz gar nicht mehr!»

Infolge einer Vergewaltigung als Minderjährige wurde sie mit ihrem ersten Sohn schwanger. Sie arbeitete bei verschiedenen Familien, lebte prekär und ohne Unterstützung der Behörden. Ihr Vormund drängte sie dazu, das Kind zur Adoption freizugeben, und sie musste schlussendlich zustimmen. Es sei – so erzählt sie von diesem Lebensabschnitt – eine Tortur gewesen, nicht zu wissen, wo er war und wie es ihm ging. Erst viel später fanden sie einander wieder; zu ihrer grossen Erleichterung lebte er in stabilen Verhältnissen und konnte seinen Weg gehen.

Trotz all der traumatischen, erniedrigenden Erfahrungen lehnte Evelyne Nocke stets die ihr zugeschriebene Rolle als «stilles, fügsames Mädchen hinterm Herd» ab. Sie absolvierte eine Ausbildung zur diplomierten Haushaltsleiterin, stürzte sich in die Arbeit und fand vor allem in randständigen und marginalisierten Kreisen Unterstützung – dort, wo sie angenommen wurde, nachdem der Staat und die Behörden sie aus ihrer Sicht immer wieder im Stich gelassen hätten.

Zu Beginn ihrer Dreissiger nahm ihr Leben dann eine entscheidende Wendung: Auf Empfehlung einer Freundin besuchte sie einen Kung-Fu-Kurs, um ihren Körper nach Jahren der Gewalt wieder zu spüren. Sie verliebte sich in den Lehrer. Er nahm sie ernst, gab ihr Halt und half ihr, ihre Vergangenheit zu verarbeiten. Evelyne Nocke beschreibt ihn als ihre grosse Liebe: «Er hat mich seine Prinzessin genannt.» Gemeinsam erschufen sie sich das, was sie zuvor nie hatte – ein Leben mit Sicherheit, Vertrauen und gegenseitiger Zuneigung.

Evelyne Nocke erzählt ihre Geschichte, weil sie nicht möchte, dass die Gesellschaft weiter wegschaut. Für sie sei – so betont sie – entscheidend, dass sich solche Erfahrungen nicht wiederholen dürfen und dass solche Misshandlungen von Kindern niemals mehr geschehen.



ZUR PERSON

NAME: EVELYNE NOCKE

GEBURTSJAHR: 1957

SITUATION DER FAMILIE: ARMUT UND PREKÄRE FAMILIENVERHÄLTNISSE. DIE FAMILIE WOHNTE IN EINER EIN-ZIMMER-WOHNUNG.

SÄUGLINGSHEIM: OTTENWEG

AUSBILDUNG / BERUF: DIPLOMIERTE HAUSHALTS-LEITUNG UND BETREUERIN FÜR MENSCHEN MIT BEHINDERUNG; LEITUNG EINES ALTERSHEIMES

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, DREI KINDER UND SIEBEN ENKELKINDER

ÜBER MICH: ICH BIN GLÜCKLICH UND ZUFRIEDEN IN MEINEM MIKROLEBEN. GEGENSEITIGER RESPEKT, ACHTUNG UND TOLERANZ SIND FÜR MICH WESENTLICH.



ZUR PERSON

NAME: GIOVANNI BORRELLI

GEBURTSJAHR: 1959

SITUATION DER FAMILIE: DIE ELTERN WAREN ITALIENISCHE GASTARBEITENDE UND MUSSTEN VOLLZEIT ARBEITEN. DIE GESAMTE FAMILIE WOHNTE IN EINEM ZIMMER BEI DER ARBEITGEBERIN.

SÄUGLINGSHEIM: SCHANZACKER

AUSBILDUNG: MITTELSCHULE, BUCHHALTERDIPLOM, AUTODIDAKT

BERUF: UNTERNEHMER

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, ZWEI ERWACHSENE SÖHNE

ÜBER MICH: ICH BIN EIN GO-BETWEEN IM LEBEN. IM SCHATTEN VON KONFLIKTEN ODER SPANNUNGEN FINDE ICH DEN WEG IM LEBEN. ICH BIN NICHT DER MUTIGE, SONDERN EHER DER REFLEKTIERENDE. ICH GEHE NICHT MIT DEM KOPF DURCH DIE WAND.

„Ich habe Vieles im Leben mit Fleiss und Glück erreicht“

Trotz einer von Armut und Migration stark geprägten Kindheit ist es Giovanni Borrelli gelungen, sich ein zufriedenes Leben aufzubauen

Seit seiner Geburt hat sich Giovanni Borrelli stets zwischen zwei Welten bewegt: Da war zum einen die italienische Herkunft seiner Familie und zum anderen das Leben in der Schweiz. Seine Eltern, ein junges italienisches Paar, kamen nach ihrer Ankunft in der Schweiz in einem Zimmer über dem Café Odeon, in dem sie beide arbeiteten, unter. Kurz nach der Geburt wurde Giovanni Borrelli in einem Säuglingsheim, in dem bereits sein älterer Bruder lebte, aufgenommen – gegen den Willen der Eltern und aufgrund einer städtischen Verfügung. Eine Besonderheit in dieser Lebensphase war, dass seine Mutter ihn mittags und abends im Heim stillte – ein enger Kontakt, der auch in den Unterlagen von Marie Meierhofer dokumentiert ist.

Später wurde Giovanni Borrelli zusammen mit seinem Bruder im Kinderheim der Heilsarmee in Mettmenden untergebracht. Als sie die Heimkosten nicht mehr tragen konnten, schickten die Eltern ihre Kinder für zwei Jahre zur Grossmutter nach Italien. Diese Zeit war in seiner Erinnerung besonders wertvoll. Die Grossmutter – eine gut situierte, im Dorf angesehene Frau – hatte den Kontakt zum Vater zunächst abgebrochen, legte den Konflikt mit der Geburt der Enkel jedoch bei. Giovanni Borrelli beschreibt diese Jahre unter der Obhut der Grossmutter als «schön und fürsorglich».

Nach der Rückkehr zu den Eltern in die Schweiz kam er in den Kindergarten und lernte rasch Deutsch. Er wuchs eingebettet in die italienische Gemeinschaft auf, verbrachte aber auch viel Zeit mit Kindern aus dem Quartier in Adliswil – für ihn eine sehr schöne Kindheitserfahrung.

Die Migration der Eltern prägte den Familienalltag stark: Sie fanden sich im schulischen und behördlichen Kontext nur schwer zurecht und begegneten Autoritäten mit grosser Anpassung. Eine prägende Szene ist ihm bis heute präsent: Nachdem er und seine Freunde mit einem Baustellenwagen ein Loch in eine Mauer geschlagen hatten, reagierten die Schweizer Eltern seiner Freunde gegenüber der Polizei mit Kritik am Bauunternehmen; sein Vater hingegen bestrafte seinen Sohn.

Sein Bruder prangerte früh Ungerechtigkeiten an und wagte den Widerspruch gegenüber Autoritäten. Als er einen Lehrer mit Vorwürfen wegen übergriffigen Verhaltens konfrontierte, wurde er als Querulant bezeichnet und aus der Klasse ausgeschlossen; er erhielt einen Speziallehrer. Später schickte man ihn auf eine Sonderschule und erneut in ein Heim. Für Giovanni Borrelli zeigte sich durch diese Geschehnisse deutlich, wie begrenzt die Handlungsmöglichkeiten seiner Eltern waren.

Sich selbst beschreibt er als abwägend und reflektiert: Er begegne Konflikten nicht frontal, sondern beobachte und entscheide dann. Er sieht sich im «Windschatten» und versteht sich als Vermittler. Als Giovanni Borrelli vierzehn Jahre alt war, liess er sich zusammen mit seinem Bruder einbürgern. Für Giovanni war die Einbürgerung ein bedeutsamer Schritt des Ankommens in der Schweiz.

Wirklich zu Hause fühlte er sich in der Jugendbewegung Ende der 1970er- und Anfang der 1980er-Jahre. Er engagierte sich, ohne an vorderster Front zu stehen, und fand in diesem Umfeld seinen Platz. Er arbeitete später in der Roten Fabrik und übernahm dort die Verantwortung für die Finanzen und die Buchhaltung. Sein Vater reagierte zunächst mit Unverständnis. Erst zwei Jahre nachdem er und seine Frau endgültig nach Italien zurückgekehrt waren, besuchte er die Rote Fabrik und erkannte, in welch offenem und progressivem Umfeld sich sein Sohn bewegte.

Giovanni Borrelli blickt auf eine erfolgreiche Karriere zurück: Er gründete mehrere Unternehmen und arbeitete stets mit Leidenschaft. Nun zieht er sich zunehmend aus dem Geschäftsleben zurück. Er beschreibt sich als zufrieden. Kulturell ist er stark in Zürich verankert; er pflegt ein grosses soziales Netzwerk und einen bewussten Lebensstil mit Yoga sowie Meditation. Vieles im Leben habe er «mit Fleiss und Glück» erreicht. Entscheidend sei für ihn, zu wissen, was man kann – und was nicht.



ZUR PERSON

NAME: HEINZ ODERMATT

GEBURTSJAHR: 1954

SITUATION DER FAMILIE: DIE MUTTER WAR UNVERHEIRATET UND ALLEINERZIEHEND. DER VATER WOLLTE KEINE VERANTWORTUNG ÜBERNEHMEN.

SÄUGLINGSHEIM: OERLIKON

AUSBILDUNG: LEHRE ALS EISENBETONZEICHNER MIT WEITERBILDUNG ZUM BAULEITER

BERUF: PENSIONIERTER BAULEITER

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, DREI KINDER UND DREI ENKELKINDER

ÜBER MICH: ICH MAG SPORTLICHE AKTIVITÄTEN, BIN VIEL GEREIST UND HABE IN DIVERSEN LÄNDERN GEARBEITET.

„Durch meine Frau wurde ich Teil einer Grossfamilie“

In den Beziehungen zu seinen Enkelkindern erfährt
Heinz Odermatt eine Nähe, die ihm selbst früher fehlte

Als Heinz Odermatt zum Gespräch kommt, legt er eine handgeschriebene Karte auf den Tisch. Eine Karte, die – wie er sagt – einen neuen Twist in seinem Leben markiere. Geschrieben von einer Frau, die sich als seine Halbschwester vorstellt. Sie habe erst nach dem Tod des gemeinsamen Vaters erfahren, dass dieser vor ihr bereits ein Kind hatte – ihn. Er habe geantwortet, erzählt Odermatt, und nun würden sie sich bald treffen. Immer wieder kehrt er im Gespräch zu dieser Karte zurück – fast, als wolle er prüfen, wie sich dieses neue Stück Geschichte in sein Leben einfügt.

Heinz Odermatt wurde als Sohn einer ledigen Mutter geboren. In einer Zeit, in der das einen Schatten auf eine ganze Familie werfen konnte. Seine Mutter wurde zunächst verstossen – insbesondere von ihrem Vater. Erst nach seiner Geburt änderte sich das: Er verbrachte viel Zeit bei den Grosseltern mütterlicherseits, wenn die Mutter arbeitete. Sein Vater entzog sich der Verantwortung, verweigerte nicht nur Unterhalt, sondern auch den Namen. Ein Gericht entschied, dass er Unterhalt zahlen muss. Den Namen der Mutter zu tragen, bedeutete für Heinz Odermatt zugleich Zugehörigkeit – wenigstens auf dieser Seite.

Unter der Woche lebte er im Säuglingsheim, am Wochenende bei seiner Mutter. An diese Zeit erinnert er sich kaum. Er weiss, dass sie es schwer hatte – allein mit einem Kind und ohne Unterstützung. Irgendwann fing er an, Fragen zu stellen: Warum habe ich keinen Vater? Die Mutter habe gesagt, es habe einfach nicht funktioniert.

Anfang der achtziger Jahre besuchte Odermatt die Grosseltern väterlicherseits im Altersheim. Es blieb bei einem losen Kontakt; nach ihrem Tod erhielt er eine Todesanzeige und las darin erstmals die Namen seiner drei Halbschwestern. Er legte die Karte damals beiseite – «ad acta», wie er sagt. Fast vierzig Jahre später, mit der Nachricht der Halbschwester, kehrt sie in anderer Form zu ihm zurück.

Heinz Odermatt ist in Zürich aufgewachsen, später mit seiner Frau nach Neuseeland ausgewandert. Sie erwarteten ein Kind, heirateten und bauten sich ein Leben auf. Durch die Hochzeit wurde Heinz Odermatt Teil einer Grossfamilie, in der er sich von Anfang an zugehörig und wohl fühlte. Er arbeitete als Bauzeichner, bis der Börsencrash von 1989 auch seine Branche traf. Um einer langen Arbeitslosigkeit zu entgehen, kehrte er mit der Familie in die Schweiz zurück. Es dauerte fast ein Jahrzehnt, bis er hier wieder richtig angekommen war. In den folgenden Jahren entwickelte sich sein Berufsleben weiter; er arbeitete in unterschiedlichen Ländern. Immer mit Leidenschaft für das, was er tat.

Heute ist er pensioniert. Der Übergang fiel ihm nicht leicht – plötzlich war da viel Zeit, zu viel Stille. Doch fast gleichzeitig wurde seine erste Enkelin geboren. In den Beziehungen zu seinen Enkelkindern findet er nun eine Nähe, die ihm selbst früher fehlte. «Ich hatte das nicht so stark», sagt er. Jetzt geniesst er, was er damals vermisste: gemeinsame Zeit, Verlässlichkeit und das Gefühl, Teil eines Ganzen zu sein. Und vielleicht – so scheint es, während er über die Karte spricht – beginnt sich seine Geschichte langsam zu runden.

„Ich habe das Beste daraus gemacht“

Barbara Findeisen ist sehr stolz auf ihre Fähigkeit,
schwerste Schicksalsschläge aktiv zu bewältigen – diese
Eigenschaft habe ihr in vielen Momenten geholfen

Ihre Mutter wurde ungewollt schwanger; für ihre Familie war diese ledige Schwangerschaft mit grosser Scham verbunden – insbesondere vor dem Hintergrund des katholischen Glaubens der Grosseltern. Unmittelbar nach der Geburt wurde das Baby im Säuglingsheim Inselhof aufgenommen, wo seine Mutter in der Küche arbeitete. Im Alltag, so erzählt Barbara Findeisen, habe sie jedoch weder Kontakt zur Mutter gehabt noch sei sie durch sie betreut worden. Die Mutter habe ihr auch keinen Namen gegeben; daher schlug eine Pflegechwester im Heim schliesslich den Vornamen «Barbara» vor.

Gelegentlich holte ihre Mutter sie aus dem Heim und brachte sie zu ihren Eltern aufs Land. Anfangs lehnten die Grosseltern die uneheliche Tochter ab, doch als sie das Kind kennenlernten, schlossen sie es ins Herz. Barbara schildert die Zeit bei ihren Grosseltern als die «schönste Zeit» und bezeichnet das Haus bis heute als «mein Zuhause».

Rückblickend beschreibt sie die Platzierung im Säuglingsheim als die einzige und zugleich beste Option in ihrer damaligen Situation. Es sei ein Glück, dass sie ihre ersten Lebensmonate im Heim verbringen durfte. Im Alter von zwei Jahren kam dann der Wechsel in das Kinderheim Artergut; dort verbrachte sie die folgenden acht Jahre, weil ihre Mutter die Option, ihre Tochter zu Pflegeeltern oder zur Adoption zu geben, ablehnte. Auch diese Phase bewertet sie als sehr positiv: Sie habe das Gefühl, trotz allem ein «normales» Leben zu führen.

Später heiratete ihre Mutter, und Barbara Findeisen kehrte im Alter von zehn Jahren zu ihr zurück. Die folgenden zehn Jahre beschreibt sie als eine «Katastrophenzeit» – geprägt von vielen Tränen und schweren Konflikten. Einmal, so erinnert sie sich, sagte ihr die Mutter

im Kinderzimmer, sie hätte lieber nicht geheiratet und Barbara nicht aus dem Heim zurückgeholt.

Dieses Gefühl, von der Mutter nicht gewollt zu sein, zieht sich wie ein roter Faden durch das Leben von Barbara Findeisen. Deren Ablehnung und fehlende Liebe spürt sie in deren Handlungen bis heute. Sie betont aber, dass diese Situation sie heutzutage nicht mehr belaste. Sie habe «das Beste daraus gemacht».

An ihrem 20. Geburtstag zog Barbara Findeisen zu ihrem Freund, den sie später heiratete. Ihr gemeinsamer Sohn sei ihr «Ein und Alles» – wie sie es formuliert. Daher war es ihr auch sehr wichtig, ihn in den ersten Jahren selbst zu betreuen. Immer für ihn da zu sein, ist ihr bis heute ein Herzensanliegen.

Doch noch einmal stellte das Schicksal Barbara Findeisen auf eine harte Probe: Als ihr Mann an Krebs erkrankte, entschied er für sich, aus dem Leben zu gehen, und beging Suizid. Die unerwartete Situation beschreibt Barbara als einschneidend. Sie habe jedoch gewusst, dass sie «einfach funktionieren» musste und das Leben weiterging. Sie besitze die Fähigkeit, schwerste Schicksalsschläge aktiv zu bewältigen – darauf sei sie sehr stolz, diese Eigenschaft habe ihr in vielen Momenten geholfen.

Heute ist Barbara Findeisen pensioniert und sehr aktiv: Ob auf Reisen mit ihrem Sohn oder in ihrer Tätigkeit in der Fitnessbranche – sie ist stets in Bewegung. Langeweile kennt sie nicht. Mit ihrem Leben ist sie sehr zufrieden; in jeder Phase erkennt sie etwas Positives. Auf ihren zahlreichen Reisen hat sie viel Armut gesehen – das veränderte nochmals ihre Sicht auf das Leben. Dafür, dass sie das tun durfte, was sie wollte, ist sie sehr dankbar: «Alles, was jetzt noch kommt, ist Bonus.»



ZUR PERSON

NAME: BARBARA FINDEISEN

GEBURTSJAHR: 1957

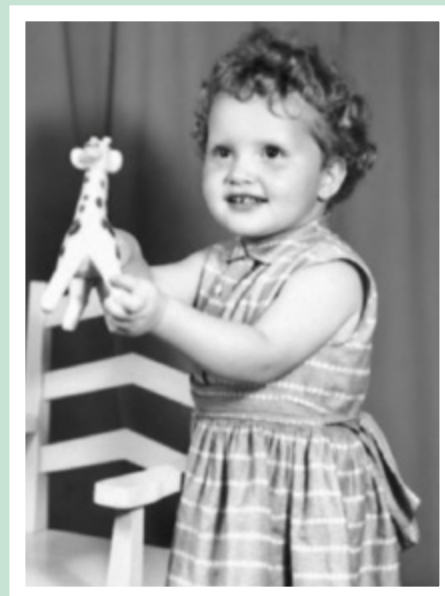
SITUATION DER FAMILIE: UNVERHEIRATETE MUTTER

NAME DES HEIMES: INSELHOF

BERUF: SELBSTSTÄNDIGE COIFFEUSE, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: VERWITWET, EIN SOHN

ÜBER MICH: ICH BIN DANKBAR, DASS ICH IM LEBEN ALLES MACHEN KONNTE, WAS ICH WOLLTE. ICH BIN ZIELSTREBIG, AKTIV UND HABE IMMER GUTE LAUNE.



„In mir entstand ein trotziger Überlebenswille“

Dank wohlwollender Bezugspersonen konnte
Viola Jori ihren ersehnten Lebensweg gehen

Viola Jori ist die Tochter italienischer Gastarbeitender. Ihr älterer Bruder wurde im Säuglingsalter von der Mutter zu Verwandten ihres Mannes in eine kleine Berggemeinde gebracht, wo er zeitlebens blieb. Da bei der Geburt von Viola Jori beide Elternteile im Vollzeitpensum arbeiteten, sah die Mutter keine andere Möglichkeit, als den behördlichen Anordnungen Folge zu leisten und die Tochter in staatlichen Institutionen unterzubringen: zunächst in einem Säuglingsheim, später in verschiedenen Kinderheimen und für zwei Jahre in einer Pflegefamilie.

Da es im Kinderheim zu wenig Aufsichtspersonal gab, gelang es Viola Jori immer wieder, heimlich zu verschwinden. Vor allem an jenen Sonntagen, an denen ihre Mutter sie nicht besuchte, verbrachte sie die Zeit im Tram und fuhr von einer Endstation zur anderen. Wenn die Mutter kam, war es die schönste Zeit für Viola Jori; jedoch war der Abschiedsschmerz, wenn sie wieder ins Heim zurückkehren musste, schier unerträglich. Einmal – so erinnert sie sich – versteckte sie sich unter einem Autositz. Dass sie nicht bei ihrer Mutter leben konnte, war für Viola Jori nicht nur unbegreiflich: Es hinterliess in ihr auch das Gefühl des «Nicht-Erwünscht-Seins» und die Überzeugung, dass es andere Kinder, die zuhause aufwachsen können, viel besser haben.

Aus dieser Situation entwickelte sich ein trotziger Überlebenswille: Sie verhielt sich frech und ungezogen, wurde in der 1. Klasse mehrheitlich aus dem Schulzimmer verbannt, weil sie nicht angepasst war, und wurde schliesslich in einer Pflegefamilie platziert, die sie misshandelte. Dank einer Lehrperson, die diese Missstände erkannte, wurde Viola Jori der Pflegefamilie entzogen. So kam sie mit neun Jahren in

ein weiteres Kinderheim und musste wiederum lernen, sich in der grossen Kinderschar zu behaupten. «In meinem Eintrittsbericht stand «schwer erziehbar» – eine logische Folge aller misslichen Umstände, die ich bis dahin erlebt hatte.»

In diesem Kinderheim traf sie zum ersten Mal auf eine Betreuungsperson, die sich – trotz aller negativen Vorzeichen – auf Viola Jori einliess und sie ernstnahm. Sie blieb zwar weiterhin ein wildes und störrisches Kind, das auch mal gemeinsam mit anderen Kindern nachts aus dem Kinderheim ausbrach. Doch wider Erwarten zeigte die Betreuungsperson Nachsicht und Wohlwollen und begleitete sie bis zu ihrer Volljährigkeit.

Nach der Sekundarschule konnte Viola Jori – wieder in einem Internat – das Lehrerinnenseminar absolvieren und in den Lehrerberuf einsteigen. Nach einigen Jahren als Primarlehrerin studierte sie Englisch und Biologie an der Universität Zürich und schloss – bereits Mutter von vier Kindern – das Doktorat erfolgreich ab. «Ich durfte im Laufe meines Lebens Menschen begegnen, die mich nicht einfach schubladisierten, sondern Vertrauen in meine Fähigkeiten hatten und bei mir Neugier und Wissensdrang förderten», resümiert sie mit grosser Dankbarkeit. Ihr Bruder hatte diese Möglichkeiten nicht – es schmerzt Viola Jori noch heute, zu wissen, dass es ihm in der Schweiz wahrscheinlich besser ergangen wäre.

Sie findet es wichtig, über die Vergangenheit zu sprechen, individuelles Leid sichtbar zu machen und wachsam zu bleiben, wenn Menschen Ungerechtigkeit widerfährt. Dieses Buch versteht sie als ein Zeichen des Hinschauens – und als Würdigung von Schicksalen, die zu lange übersehen wurden.



ZUR PERSON

NAME: VIOLA JORI

GEBURTSJAHR: 1955

SITUATION DER FAMILIE: DIE MUTTER ARBEITETE VOLLZEIT UND KONNTE NICHT FÜR IHRE KINDER SORGEN. DER VATER ÜBERNAHM KEINE VERANTWORTUNG FÜR DIE FAMILIE. DER ÄLTERE BRUDER WURDE ZU VERWANDTEN NACH ITALIEN GEBRACHT.

SÄUGLINGSHEIM: FLORHOF

AUSBILDUNG: LEHRER-SEMINAR, STUDIUM BIOLOGIE UND ENGLISCH, DOKTORAT

BERUF: LEHRERIN UND DOZENTIN, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, VIER KINDER

ÜBER MICH: ICH BIN DANKBAR FÜR DIE BEGEGNUNGEN MIT JENEN MENSCHEN, DIE MICH IN MEINER KINDHEIT UND JUGEND MIT WOHLWOLLEN UND VERTRAUEN BEGLEITET HABEN UND DANK DENEN ICH MEINEN ERSEHNTEN LEBENSWEG GEHEN KONNTE.



ZUR PERSON

NAME: ADOLF GLOOR

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: DEN ELTERN FEHLTEN DIE FINANZIELLEN MITTEL, UM FÜR DIE KINDER ZU SORGEN.

SÄUGLINGSHEIM: PILGERBRUNNEN

BERUF: MEISTER MECHANIKER, STV. LEITUNG, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET

ÜBER MICH: ICH BIN EINE HILFSBEREITE, KOLLEGIALE UND VIEL ZU LOYALE PERSON.

„Wenn sich eine Tür schliesst, öffnet sich eine andere“

Die Platzierung im Säuglingsheim erlebt Adolf Gloor bis heute als Entfremdung – als Bruch, der sich durch sein Leben zieht

Jeden Sonntag musste Adolf Gloor zurück zu seinen Eltern. Ausgerechnet an dem Tag, an dem es im Säuglingsheim Pilgerbrunnen jeweils das beste Essen gab. Diese kleine, fast beiläufige Erinnerung ist ihm bis heute geblieben.

Adolf Gloor wurde unmittelbar nach seiner Geburt ins Säuglingsheim Pilgerbrunnen gebracht. Seine Eltern hatten nicht die finanziellen Mittel, um für ihn zu sorgen; auch seine ältere Schwester lebte dort. Seine Erinnerungen an diese Zeit sind bruchstückhaft: viele Kinder, mit denen er spielte, und ein Samichlaus-Besuch, der Eindruck hinterliess. Ein Gefühl von Kälte beschleiche ihn noch heute, denn die Nähe habe gefehlt – so sagt er rückblickend. «Es war eine lieblose Sache.»

Mit sechs Jahren kehrte er zusammen mit seiner Schwester in die Herkunftsfamilie zurück. Diese Zeit erlebte er als schwierig. Die Wohnung war kalt, die Atmosphäre distanziert: «Ein Leben ohne Liebe.» Seine Mutter habe ihn nie in den Arm genommen, erinnert sich Adolf Gloor. Waren im Heim zumindest Bewegung und Spiel möglich, galt nun: still sein, sich zurücknehmen. Heute ist er überzeugt, dass er im Heim oder in einer Adoptivfamilie mehr Zuwendung erfahren hätte. Kurz nach der Rückkehr in die Herkunftsfamilie wurde eine weitere Schwester geboren, die – dank verbesserter finanzieller Situation – bei den Eltern aufwachsen konnte. Für Adolf Gloor und seine ältere Schwester veränderte die neue Konstellation wenig – ausser, dass sich das Gefühl verstärkte, nicht wirklich dazuzugehören. Der Familienalltag sei von einer ungleichen Behandlung geprägt gewesen, in der er und seine ältere Schwester stets zweite Wahl waren. Symptomatisch hierfür sei auch, dass es keine Fotos aus seiner Kindheit gibt. Die fehlende Bindung zu den Eltern führt er klar auf die frühe Trennung im Säuglingsalter zurück.

Mit zwanzig Jahren verliess Adolf Gloor sein Elternhaus – mit zwei Plastiksäcken in der Hand. Er zog zu seiner damaligen Freundin und begann, sich ein eigenes Leben aufzubauen. Eine Lehre als Sanitärinstallateur absolvierte er aus eigener Kraft und ohne Unterstützung. Es war ihm wichtig, zu beweisen, dass er bestehen kann. Denn in seiner Kindheit bezeichnete man ihn oft als «zu dumm»; Anerkennung wurde ihm kaum zuteil. Zurückkehren und als «gescheiterte Natur» zu gelten, wäre für ihn undenkbar gewesen. Der Kontakt zur Herkunftsfamilie brach in dieser Zeit vollständig ab.

Er heiratete früh und wurde Vater einer Tochter. Doch auch in diesem neuen Abschnitt blieb sein Leben nicht frei von Brüchen: Seine Frau starb, als die Tochter gerade einmal zwölf Jahre alt war. Es folgte eine schwierige Zeit, die schliesslich zum Kontaktabbruch mit dem Teenager führte.

Heute lebt Adolf Gloor mit seiner zweiten Ehefrau zusammen und ist pensioniert. Er engagiert sich als Präsident des Familiengartenvereins Altstetten-Albisrieden und spricht mit sichtbarem Stolz über seine frühere Tätigkeit in der freiwilligen Feuerwehr. In seiner Ehe erlebt er etwas, das ihm lange gefehlt hatte: Vertrauen. «Blindes Vertrauen», wie er es nennt. Seine Partnerin habe ihn stets darin bestärkt, eigene Entscheidungen zu treffen.

Wenn Adolf Gloor heute auf sein Leben blickt, spricht er von Höhen und Tiefen. Rückschläge seien Teil des Lebens, resümiert er: «Wenn sich eine Tür schliesst, öffnet sich eine andere.» Entscheidend sei der Mut, weiterzugehen und Neues zu wagen. Zugleich konstatiert er, dass die frühe Trennung von den Eltern und die fehlende Bindungssicherheit seinen Lebensweg nachhaltig geprägt haben. Die Platzierung im Säuglingsheim erlebt er bis heute als Entfremdung – als einen Bruch, der sich durch sein Leben zieht.

„Es gab so viele Brüche, so viele Wechsel, immer wieder Entzug. Ich hatte niemanden“

Otto Löffler fand als Kind nirgends Halt.
Seinen Enkelkindern will er das geben, was ihm gefehlt hat

Als Otto Löffler begann, sich mit seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen, öffnete sich eine lange verschlossene Tür. Dahinter lag ein Schmerz, der ihn bis heute begleitet. Er beschreibt dieses Gefühl, als wäre ihm in seinem Leben Vieles genommen worden. Jedes Mal, wenn er darüber spreche, erlebe er eine starke emotionale Reaktion. Und doch gehe es ihm danach jedes Mal ein wenig besser: «Das Sprechen über die Vergangenheit macht den früheren Entzug etwas erträglicher.»

Geboren als uneheliches Kind einer österreichischen Migrantin, kam Otto Löffler bereits mit drei Wochen in das Säuglingsheim Pilgerbrunnen. Danach folgten zwei Platzierungen in Pflegefamilien, die mit ihm überfordert waren. Erst zwischen zweieinhalb und sechs Jahren erlebte er in einer weiteren Pflegefamilie – so erinnert er sich – Geborgenheit und Verlässlichkeit. Rückblickend sieht er diese Jahre als entscheidend für sein späteres Leben.

Mit sechs Jahren holte ihn seine leibliche, ihm fremde Mutter zurück. Diese Zeit erlebte er als besonders schwer und von einer immensen psychischen Not geprägt. Er wurde verhaltensauffällig, musste die Schule wechseln und fand nirgends Halt. Gemeinsam mit seinem Bruder wurde er schliesslich in einem Waisenhaus platziert, wo er nach kurzer Zeit ebenfalls als schwierig galt. Die vielen Wechsel und der ständige Entzug von Nähe hinterliessen tiefe Spuren. Er sei – so schildert Otto Löffler – mit dem Gefühl aufgewachsen, niemanden zu haben, der wirklich für ihn da sei.

Seine Verzweiflung zeigte sich in aggressivem Verhalten und Selbstzerstörung. Er beging Diebstähle, schlug Scheiben ein und versuchte auch, sich selbst zu schaden. Es folgten eine psychiatrische Abklärung und schliesslich die Einweisung in ein Heim für schwer erziehbare Kinder. Auch dort fühlte er sich einsam und ein weiteres Mal entwurzelt. Als besonders belastend hat er die jeweilige Rückkehr ins Heim nach den gelegent-

lichen Besuchssonntagen in Zürich bei seinen früheren Pflegeeltern in Erinnerung. In dieser Zeit habe er das Gefühl erlebt, nirgends dazuzugehören und weder ein Zuhause noch Wurzeln zu haben. Einzig in der früheren Pflegefamilie durfte er sich verankert fühlen. Dass er dort nicht bleiben durfte, schmerzt ihn bis heute.

Trotz des äusserst schwierigen Lebensweges gelang ihm später ein wichtiger Schritt: Er bestand die Aufnahmeprüfung für eine externe Sekundarschule und fand dort erstmals Anschluss ausserhalb des Heimbetriebes. Zu diesem Zeitpunkt hielt er es nicht mehr im Heim aus und vertraute sich deshalb einem Pfarrer an, der seine Situation ernst nahm. 1974 konnte Otto Löffler das Heim verlassen; es folgte der Eintritt in ein Lehrlingsheim. Nach dem letzten Schuljahr begann er die dreijährige KV-Lehre in einer Speditionsfirma. Zu dieser Zeit besuchte er regelmässig seine frühere, ihm vertraute Pflegefamilie. Der Verlust von Liebe, Wärme und Zugehörigkeit – beziehungsweise der Entzug, wie er es nennt – blieb aber nach wie vor ein Lebensthema. Der Schmerz verschwinde nicht, so erzählt Otto Löffler; aber mit der Zeit habe er gelernt, mit ihm zu leben. Mit der Volljährigkeit gelang es ihm immer besser, die Kontrolle über sein Leben zu übernehmen. Mit grossem Engagement baute er sich seinen Berufsweg auf.

Heute ist Otto Löffler leidenschaftlicher Grossvater und verbringt viel Zeit mit seinen Enkeln. «Ich versuche, ihnen das zu geben, was mir selbst so gefehlt hat.» Einen wichtigen Halt fand er ausserdem im Laufen: Seit Jahrzehnten joggt er regelmässig mit viel Disziplin und Ausdauer. Es halte ihn nicht nur fit, sondern gebe ihm vor allem Raum zum Nachdenken und Fühlen. Auch mit seinen Enkelkindern gehe er gerne Rennen, weil es miteinander verbinde. Dass er heute Fürsorge schenken kann, versteht er als bewusste Entscheidung und als Ausdruck seines Willens, die eigene Geschichte nicht weiterzugeben: «Ja, warum kann ich das? Warum kann ich jetzt so fürsorglich sein? Weil ich es will.»



ZUR PERSON

NAME: OTTO LÖFFLER

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: DIE MUTTER WAR UNVERHEIRATET UND MIGRANTIN AUS ÖSTERREICH.

SÄUGLINGSHEIM: PILGERBRUNNEN

AUSBILDUNG / BERUF: KV-LEHRE, TRANSPORT

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, PATCHWORK MIT FÜNF KINDERN UND SIEBEN ENKELKINDERN

ÜBER MICH: MEIN STARKER WILLEN, DEN ICH ENTWICKELT HABE, HAT MIR BERUFLICHEN ERFOLG UND EIN INTAKTES FAMILIENLEBEN ERMÖGLICHT. SO IST DAS LEBEN FÜR MICH AM SCHLUSS AUFGEANGEN UND ICH HABE MEINE ZIELE ERREICHT. DIE ABSOLUTE KRÖNUNG SIND FÜR MICH DIE ERFAHRUNGEN, DIE ICH MIT MEINEN ENKELKINDERN MACHEN DARF, SOWIE MEINE LEIDENSCHAFT FÜR MUSIK, DAS KLAVIERSPIELEN UND DEN LAUFSPORT.

„Meine Eltern konnten ja nicht zu mir schauen, weil sie arbeiten mussten“

Ester Chiandussi weiss, wie sehr ihre Mutter unter der Trennung von ihrer Tochter litt

Am Anfang von Ester Chiandussis Leben stand eine frühe Trennung. Kurz nach der Geburt hatte ihre Mutter keine andere Wahl: Sie musste ihre Tochter abgeben, um in der Schweiz bleiben zu können. Ihr späterer Ehemann und sie waren als Gastarbeitende aus Italien gekommen und hatten sich in der Schweiz kennengelernt.

Ester Chiandussi weiss, wie sehr ihre Mutter unter der Trennung litt. Sie besuchte ihre Tochter regelmässig im Säuglingsheim, in dem Ester bis zu ihrem 14. Lebensmonat aufwuchs. Sie zeigt Verständnis für die damalige Situation ihrer Eltern und betont rückblickend: «Meine Eltern konnten ja nicht zu mir schauen, weil sie arbeiten mussten.»

Auch nach der Säuglingsheimplatzierung – während ihrer Zeit im Kinderheim – blieb der Kontakt zu den Eltern eng, und Ester Chiandussi konnte die Wochenenden oftmals zu Hause verbringen. Sie erinnert sich daran, dass ihr Vater dann viel Zeit mit ihr verbrachte, damit ihre Mutter den Haushalt erledigen konnte. Von ihrer Mutter spricht sie liebevoll: Sie sei eine Frau mit «gutem Charakter» gewesen – stets fröhlich, hilfsbereit und freundlich. Eine Frau, die nie geklagt und sowohl mit Nachbarn als auch innerhalb der Familie gute Beziehungen gepflegt habe.

Aufgrund ihrer Schwerhörigkeit wurde Ester Chiandussi sonderbeschult, was mit ein Grund dafür war, dass sich ihre Eltern entschieden, in der Schweiz zu bleiben. Sie waren mit der Förderung ihrer Tochter, die sie hier erlebten, zufrieden. Auf Anraten des Kinderarztes sprachen die Eltern konsequent Deutsch mit ihr. Ester Chiandussi hebt hervor, dass ihre Eltern stets positiv über die Schweiz gesprochen hätten.

Sich selbst beschreibt sie als selbstständiges Kind. Bereits mit vier Jahren nahm sie jeweils an den Sommerlagern des Kinderheimes teil und verbrachte mehrere Wochen in den Bergen. Sie erinnert sich an freundliche, engagierte Leiterinnen und Leiter, bei denen sie sich gemocht fühlte. Sie habe nie gelitten, kein Heimweh verspürt und sei ein «pflegeleichtes» Kind gewesen. Mit der Einschulung in den Kindergarten erfolgte auch die Rückplatzierung vom Kinderheim in ihre Herkunftsfamilie. Da ihre Eltern weiterhin beide berufstätig waren, hatte Ester Chiandussi einen eigenen Hausschlüssel und viele Freiheiten, was ihr positiv in Erinnerung geblieben ist.

Familie ist für sie bis heute von grosser Bedeutung. Sie sei ohne Geschwister aufgewachsen, habe sich jedoch immer welche gewünscht. Dies habe sie darin bestärkt, dass ihr eigenes Kind nicht als Einzelkind aufwachsen sollte. Sie pflegt enge Beziehungen zu ihren Söhnen und zu ihren Enkelkindern, die sie regelmässig betreut – genauso, wie es auch ihre Mutter mit ihren Enkeln tat. Ihre Söhne seien – so erinnert sich Ester Chiandussi – «Alles» für ihre Mutter gewesen. Durch sie habe die Mutter nachholen können, was sie in der frühen Beziehung zu ihrer Tochter verpasst hatte. Besonders im Sommer nahm die Grossmutter ihre Enkelkinder jeweils mit in die Ferien. Als die Eltern von Ester Chiandussi endgültig nach Italien zurückkehrten, wurden die gemeinsamen Ferien und die Zeit in der alten Heimat für alle Familienmitglieder sehr wertvoll.

2006 erlitt die Mutter eine Hirnblutung und wurde pflegebedürftig; Ester Chiandussi ist dankbar, dass ihre beruflichen Erfahrungen auf der Gynäkologie der Maternité ihr in dieser Zeit halfen, mit schwierigen Situationen und belastenden Themen umzugehen.

Heute – so betont Ester Chiandussi – führe sie ein zufriedenstellendes Leben; sie tanzt gerne und oft. «Das Leben geht weiter, und ich bin zufrieden.»



ZUR PERSON

NAME: ESTER CHIANDUSSI

GEBURTSJAHR: 1958

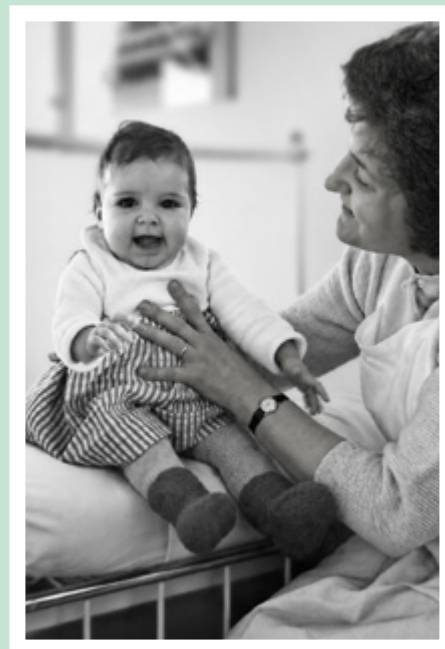
SITUATION DER FAMILIE: DIE ELTERN WAREN ITALIENISCHE GASTARBEITENDE, LERNTEN SICH IN DER SCHWEIZ KENNEN UND HEIRATETEN.

SÄUGLINGSHEIM: INSELHOF

BERUF: VERKAUFSBERATERIN, SCHWESTERGEHILFIN IN DER GYNÄKOLOGIE, SELBSTSTÄNDIGE SCHUH-VERKÄUFERIN

FAMILIENSTAND: GESCHIEDEN

ÜBER MICH: ICH BIN EIN FRÖHLICHER MENSCH UND INTERESSIERT AN VIELEM. MEINE ENKELKINDER BEDEUTEN MIR ALLES; AUCH DIE RESTLICHE VERWANDTSCHAFT IST MIR WICHTIG. ICH GEHE GERNE AUF REISEN UND BIN DANKBAR FÜR VIELES IN MEINEM LEBEN: TANZEN, PENSION, MUSIK, LAUFEN UND WANDERN.





ZUR PERSON

NAME: BRIGITTE R.

GEBURTSJAHR: 1957

SITUATION DER FAMILIE: DER VATER LITT UNTER DEN FOLGEN EINES UNFALLS. DIE MUTTER HATTE EINE EINSCHRÄNKUNG DES HÖRVERMÖGENS.

SÄUGLINGSHEIM: OERLIKON

BERUF: KV-BEREICH, GOLDSCHMIEDIN

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, ZWEI KINDER

ÜBER MICH: ICH BIN EIN ENERGIEGELADENER, POSITIVER UND FRÖHLICHER MENSCH.

„Ich würde nie schlecht über meine Eltern reden. Sie haben für mich gekämpft“

Trotz schwieriger Kindheitserfahrungen entwickelte Brigitte R. eine optimistische Lebenshaltung

Sie spricht ruhig über ihr Leben, und doch wird spürbar, wie prägend ihre Erfahrungen waren. Sie sagt, entscheidend sei nicht nur, was geschehen ist, sondern was sie daraus gemacht habe.

Brigitte R. wurde kurz nach ihrer Geburt aufgrund der schwierigen Lebensumstände ihrer Familie in einem Säuglingsheim platziert: Der Vater hatte nach einem Unfall ein Bein verloren, ihre Mutter war schwerhörig. Die Familie lebte sehr bescheiden, da sie für die gesamten Spatkosten des Vaters aufkommen musste. Anstatt die Familie zu unterstützen, habe man sie ausserhalb der Familie untergebracht. Sie betont, wie schwer dies für ihre Eltern gewesen sein muss.

Sie habe viel darüber nachgedacht, wie es für sie wohl gewesen sei, als Säugling so wenig Körperkontakt zu erfahren. Sie habe ihren Kindern bewusst viel Nähe gegeben und sie oft in den Arm genommen.

Brigitte R. beschreibt ihre Eltern als sehr liebevoll. Sie hätten immer zusammengehalten. Den Vater erinnert sie als lebensfrohen Menschen – trotz der immensen Schmerzen, die er nach dem Unfall hatte. Er habe ihr viel beigebracht. Sie erzählt von einer Erinnerung, wie sie bei ihm auf der Beinprothese sitzen durfte, während sie in seiner Werkzeugkiste stöberte. Vielleicht sei dies der entscheidende Impuls gewesen, um fortan ihre handwerkliche Geschicklichkeit zu entwickeln, die ihr bis heute so viel bedeutet. Von ihm habe sie auch gelernt, Menschen nicht zu beurteilen, sondern sie so zu nehmen, wie sie sind. Diese Haltung liege auch ihr sehr am Herzen. Vielleicht, so vermutet sie, empfinde sie das so stark, weil sie mit Eltern aufwuchs, die eine Behinderung hatten. Sie findet es traurig, wie Viele mit Menschen umgehen, wenn diese nicht der Norm entsprechen.

Brigitte R. musste früh Verantwortung übernehmen: Sie unterstützte ihre Mutter, übersetzte für sie und kümmerte sich um Vieles im Alltag. Eine unbeschwerte Kindheit habe sie kaum gehabt. Umso wichtiger wurde für sie eine italienische Familie, bei der sie fast täglich eine unbeschwerte Zeit verbrachte. Sie seien für sie wie ihre zweite Familie gewesen.

Im Erwachsenenalter wurde dann die eigene Familie ihr zentraler Bezugspunkt. Die Geburten ihrer beiden Kinder bezeichnet sie als die schönsten Momente ihres Lebens. In der Erziehung habe sie bewusst auf Vertrauen und Nähe gesetzt – letztendlich auch als Gegenentwurf zu ihren eigenen Erfahrungen, da sie von ihren Eltern wenig Vertrauen erfahren habe. Sie versuche, stets für ihre Kinder da zu sein und ihnen zugleich genügend Raum zu lassen. Die Beziehung zu ihren Kindern beschreibt sie als eng und liebevoll.

Brigitte R. ist heute stolz darauf, dass es ihr gelungen ist, ein starkes Gefühl von Zugehörigkeit aufzubauen: Freundschaften, ihre Ehe und der Kontakt zu unterschiedlichen Menschen haben für sie einen immensen Stellenwert.

Auffallend ist ihre positive Lebenseinstellung: Sie bezeichnet sich als optimistisch und lebensfroh. Trotz schwieriger Erfahrungen habe sie sich ihre Energie bewahrt. Eigenschaften wie Geduld, Durchhaltevermögen und Stärke hätten ihr geholfen, ihren Weg zu gehen. Vor diesem Hintergrund bewertet Brigitte R. auch ihre Teilnahme an der Studie als sehr positiv: Sie habe noch nie so ausführlich über ihr Leben gesprochen; daher empfinde sie diese neue Erfahrung als eine grosse Unterstützung bei dem Prozess, noch einmal alle früheren Erfahrungen durchzudenken und sich selbst besser kennenzulernen. Zugleich habe es sie auch aufgewühlt und alte Gefühle reaktiviert. So spürte sie nach dem Interview für die Studie das Heimweh wieder, das sie damals im Heim empfand. Es sei schlimm, was sie alles erlebt habe. Aber sie betont im selben Atemzug auch, dass ihre Erfahrungen sie stark gemacht haben.

Rückblickend ist sich Brigitte R. bewusst, dass ihr Leben durchaus hätte anders verlaufen können. Ihrem starken Willen und ihrer positiven Einstellung hätte sie es zu verdanken, dass sie ihre Scheuheit überwinden und ihren Weg finden konnte.

„Wenn ich nochmals leben könnte, gäbe es nicht viel, was ich anders machen würde“

Andreas Vogt hat die Vergangenheit in Schubladen abgelegt:
Sie sind für ihn kein Ort des Verdrängens, sondern der Ordnung

Andreas Vogt richtet seinen Blick nach vorne und beschäftigt sich nicht lange mit dem, was war. Diese Haltung habe ihm geholfen, so erzählt er, auch in schwierigen Zeiten stark und selbstbestimmt zu bleiben. Belastende Themen habe er dadurch jeweils abschliessen und die Vergangenheit «in Schubladen» legen können. Zugleich ist er davon überzeugt, dass er seine Geschichte nicht verschweigen, sondern erzählen sollte.

Als Andreas Vogt auf die Welt kam, lebten seine Eltern in einem Zimmer. Die sehr beengten Verhältnisse führten zu seiner Platzierung im Säuglingsheim Inselhof, in dem die Mutter schon vor seiner Geburt gearbeitet hatte. An diese frühe Zeit hat Andreas Vogt keine konkreten Erinnerungen. Er weiss jedoch, dass er sich im Heim wohlfühlt hat. Als der Vater eine Stelle bei der Stadt erhält und die Eltern eine Wohnung beziehen können, darf Andreas Vogt in die Familie zurückkehren.

Doch dort wächst er in unter schwierigen Bedingungen auf: Den Alkoholkonsum des Vaters beschreibt er als belastend, später beginnt auch seine Mutter, zu trinken. Er erinnert sich daran, dass er bereits als Sechsjähriger nachts für die Eltern Bier holen musste.

In seiner Jugend erledigte Andreas Vogt für mehrere Familien Einkäufe. Mit der Zeit wurde eine dieser Familien zu seinem zweiten Zuhause. In seiner «Ersatzfamilie» verbrachte er mehr Zeit als in der eigenen Familie, wo er nur noch übernachtete. Dass er «einen guten Weg» gehen konnte, schreibt Andreas Vogt vor allem seiner eigenen Haltung zu. «Ich wollte es besser machen als mein Vater», sagt er, »und habe in meiner Jugendzeit bewusst keinen Alkohol getrunken.» Leistung und Härte wurden für ihn zu zentralen Werten, die ihm halfen, durchs Leben zu kommen – wie eine Maschine, die sehr viel arbeitet. Er sei häufig am Limit gewesen und habe auch psychische Herausforderungen erlebt, deutet er an. Mit Unterstützung fand er schliesslich wieder in eine stabile Bahn. Seine

Frau sei dabei stets sein Anker gewesen. Er beschreibt sie als wichtigen Ausgleich zu seiner eigenen Härte. Zur Beziehung mit seiner Tochter sagt er «Es ist etwas Gutes daraus geworden» und zeigt dabei auf ein Foto von ihr. Er erkenne viele Ähnlichkeiten zwischen ihnen beiden und bezeichnet ihren Werdegang als «Wunschprogramm». Im Vergleich mit seinem Vater glaubt er, sein Ziel, es besser zu machen, erreicht zu haben.

«Wenn ich nochmals leben könnte, gäbe es nicht viel, was ich anders machen würde», resümiert er. So sei das Leben – mit seinem Werdegang ist er zufrieden.

Heute ist Andreas Vogt pensioniert, geniesst das Leben und bleibt weiterhin engagiert. Gemeinsam mit seiner Frau hütet er wöchentlich das einjährige Enkelkind. Zudem unterstützen sie regelmässig einen 88-jährigen Bekannten, obwohl keine verwandtschaftliche Beziehung besteht. Für ihn war es immer selbstverständlich, Menschen zu unterstützen und aufzunehmen, die Hilfe brauchten. Diese Haltung verbindet er mit seiner eigenen Erfahrung, in der Ersatzfamilie aufgenommen worden zu sein. Auch die Platzierung im Säuglingsheim beurteilt er insgesamt positiv: Manchmal sei es besser, nicht in der eigenen Familie aufzuwachsen, da es mehr Struktur gebe. Trotz der Platzierung habe er eine gute Beziehung zu seiner Mutter aufbauen können.

Die von Andreas Vogt erwähnten Schubladen sind für ihn kein Ort des Verdrängens, sondern der Ordnung. Die Vergangenheit hat ihren Platz, sie ist in Schubladen abgelegt und bestimmt seinen Alltag nicht mehr. Was für ihn zählt, ist das, was daraus entstanden ist: Eine stabile Partnerschaft, eine gute Beziehung zu seiner Tochter und ein eigener Lebensweg, den er als eigenständig und gelungen betrachtet.

Auf die Frage, was seine wertvollste Erinnerung sei, antwortet er: «Eigentlich alles.» Für sein Leben wünscht er sich lediglich Gesundheit und Zufriedenheit. Er möchte sein Leben leben, so wie es ist.



ZUR PERSON

NAME: ANDREAS VOGT

GEBURTSJAHR: 1957

SITUATION DER FAMILIE: DIE ELTERN WAREN ZUM ZEITPUNKT DER GEBURT WOHNUNGSLOS.

SÄUGLINGSHEIME: INSELHOF

BERUF: SANITÄR, TRAMFÜHRER

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET

ÜBER MICH: ICH WEISS, WODURCH ES IM LEBEN GEHT. WAS WICHTIG IST, UND WAS NICHT. MEIN ZIEL IST ES, DASS ES MEINER FAMILIE GUT GEHT.

„Ich wollte mein Leben nicht von schwierigen Erfahrungen bestimmen lassen“

Für Maja Rosenberger war es rückblickend besser,
im Heim als zu Hause aufzuwachsen

Ein Foto in einer Zeitschrift. Ein Säuglingsheim. Viele Jahre später. Und das seltsame Gefühl, sich selbst auf dem Foto zu erkennen – aus einer Zeit, an die sie keine eigenen Erinnerungen hat. Lange wusste Maja Rosenberger nichts von ihrer Platzierung im Heim. Sie habe erst durch die Studie davon erfahren und bei ihrer Mutter nachgefragt. Das Gespräch sei sachlich, fast nüchtern verlaufen – so erinnert sie sich.

Während der Schwangerschaft war ihre Mutter an Leukämie erkrankt und musste behandelt werden. Bei der Geburt konnte Maja Rosenberger zunächst nicht atmen und wurde hospitalisiert. Zudem war die Mutter infolge einer Kinderlähmung körperlich eingeschränkt. Unter diesen Umständen kam Maja ins Säuglingsheim Oerlikon. Erinnerungen an diese erste Zeit habe sie keine. Rückblickend sagt sie, die Heimplatzierung sei vermutlich besser gewesen als ein Aufwachsen zu Hause. Ihr Vater sei oft unberechenbar gewesen. Gleichzeitig betont sie, dass sie versuche, sich auch an die positiven Momente zu erinnern – beispielsweise, als er ihr einen Spielplatz baute. Doch oftmals habe er seine Emotionen nicht kontrollieren können.

Im Heim habe sie etwas erlebt, das sie fürs Leben prägte: Wer «nur» von Eltern erzogen werde, habe oftmals lediglich eine Sichtweise, erklärt sie. Die unterschiedlichen Erzieherinnen hätten ihr seinerzeit unterschiedliche Perspektiven eröffnet. So habe sie früh gelernt, dass es nicht nur eine Wahrheit gibt. Auch in der Schule machte sie eine ähnliche Erfahrung. Während ihr Vater sie als «stroh-dumm» bezeichnet habe, bestärkte sie eine Lehrerin: Sie sei intelligent, sie müsse nur ihre Aufgaben machen. Ab diesem Moment habe sie begonnen, zu begreifen, dass Urteile anderer Menschen nicht immer stimmen müssen. Eine Zeit lang habe sie als Nanny gearbeitet, sich um Kinder gekümmert und sich als fürsorglich erlebt. Dennoch entschied sie sich später bewusst gegen eigene Kinder. Zuerst müsse sie ihr eigenes Leben in den Griff bekommen, sagt sie sich damals. Zu gross war auch die Angst,

dass sich gewisse Erfahrungen wiederholen würden oder dass etwas Gewalttätiges in ihr schlummern könnte.

Sie habe stets mit Anderen zusammengewohnt, oft in Wohngemeinschaften. Seit dreissig Jahren ist sie mit ihrem Partner zusammen, den sie als liebevoll und warm beschreibt. Immer wieder gab es Menschen, die für sie entscheidend waren: eine Lehrerin, eine Köchin im Lehrlingsheim, eine Psychologin. Sie stärkten ihren Glauben an sich selbst. Ihr Leben habe an einem seidenen Faden gehangen, gesteht sie ein. Aber diese Menschen seien da gewesen, um sie zu unterstützen.

Vieles habe sie in ihrem Leben bewusst gesteuert: keine Kinder, ein verlässlicher Partner, ein Leben in guter Gesellschaft. Früh habe sie sich gesagt, sie wolle «raus aus diesem Dreck». Sie wollte ihr Leben nicht von den schwierigen Erfahrungen bestimmen lassen. So besuchte sie über 20 Jahre lang eine psychologische Lehr- und Beratungsstelle, um sich mit ihren Problemen auseinanderzusetzen und ihre Geschichte aufzuarbeiten. Ohne diesen wegweisenden Prozess hätte sie wohl ihr Vertrauen in die Menschen gänzlich verloren und wäre nicht da, wo sie jetzt sei. Dies hat ihr folglich auch ermöglicht, eine Weiterbildung im Erwachsenenalter zu machen, was sie als grosse Chance empfand. Zuvor hatte sie auf dem Bau gearbeitet, wo sie die Arbeit und Atmosphäre als sehr rau erlebt habe.

Heute fühle sie sich ruhiger und ausgeglichener, schildert sie zufrieden. Früher habe es depressive Phasen gegeben, doch sie habe Wege gefunden, damit umzugehen. In der Studie sprach sie erstmals ausführlich über ihr Leben und empfand es als entlastend, ihre Geschichte zusammenhängend erzählen zu können.

Ihr Leben beschreibt sie wie eine Waage: Auf der einen Seite schwierige Erfahrungen, auf der anderen Seite Menschen, die sie getragen haben. Wenn sie heute zurückblickt, sagt sie, sei ihr Leben gut so, wie es verlaufen ist. Schritt für Schritt sei sie ihren Weg gegangen. Und manchmal staune sie selbst, wie weit er sie gebracht hat.



ZUR PERSON

NAME: MAJA ROSENBERGER

GEBURTSJAHR: 1957

SITUATION DER FAMILIE: DIE MUTTER WAR DURCH POLIO TEILWEISE GELÄHMT, DER VATER WAR JÄHZORNIG.

SÄUGLINGSHEIM: OERLIKON

AUSBILDUNG / BERUF: LEHRE ALS MALERIN UND TAPEZIERERIN, DANACH UMSCHULUNG AN DER HANDELSAKADEMIE, ARZTSEKRETÄRIN IM SPITAL

FAMILIENSTAND: IN PARTNERSCHAFT LEBEND, KEINE KINDER

ÜBER MICH: ICH BIN DAS, WAS ICH HEUTE BIN, DURCH ERFAHRENE, LIEBEVOLLE MENSCHEN MIT EINEM POSITIVEN MENSCHENBILD, DIE DAS GUTE IN MIR GESEHEN HABEN. ICH HATTE GLÜCK, SIE GETROFFEN ZU HABEN. VON DIESEN MENSCHEN SOLLTE ES MEHR GEBEN.



ZUR PERSON

NAME: MARIANNE G.

GEBURTSJAHR: 1959

SITUATION DER FAMILIE: ARMUT UND PREKÄRE FAMILIENVERHÄLTNISSE. DIE ELTERN WOHNTE IN EINER EIN-ZIMMER-WOHNUNG.

SÄUGLINGSHEIM: SCHANZACKER

BERUF: KAUFMÄNNISCHE ANGESTELLTE, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: LEDIG

ÜBER MICH: ICH BIN EINE PERSON, DIE UMGÄNGLICH UND RESPEKTVOLL MIT MENSCHEN UMGEHEN KANN UND WEITERHIN NEUGIERIG BLEIBT.

„Im Moment bin ich dort angekommen, wo es mir gut geht“

Bis heute beschäftigt Marianne G. die Frage, welche Verletzungen aus ihrer Heimzeit sie mit sich trägt

Balsam für die Seele – so beschreibt Marianne G. ihre Teilnahme an der Lebensgeschichten-Studie. Auch wenn sie dafür in ihre schmerzlichsten Kindheitserinnerungen zurückkehren musste.

Sie wuchs in sehr armen Familienverhältnissen auf. Die Wohnung ihrer Eltern bestand damals nur aus einem einzigen Zimmer, so dass Marianne und ihre zwei Geschwister im Säuglingsheim Schanzacker platziert wurden. Als Erinnerung an diese Zeit beschreibt sie ein starkes Verlangen nach Nähe zu Bezugspersonen, das in der grossen Kindergruppe kaum erfüllt wurde. Zugleich konnte sie dort als Kind eine enge Beziehung zu ihrem Bruder aufbauen, da sie zeitweise in derselben Gruppe betreut wurden. Die Sonn- und Feiertage verbrachten Marianne G. und ihre Geschwister jeweils bei den Eltern – eine Zeit, die sie als besonders schwierig in Erinnerung hat. Es mangelte an Zuneigung und Geborgenheit, belastend waren zudem die beengten Wohnverhältnisse. Sie beschreibt das schmerzhafteste Gefühl, von beiden Seiten nicht gewollt zu sein: Das Säuglingsheim schickte die Kinder nach Hause, und die Eltern mussten sie aufgrund der anhaltenden Armut wieder zurückschicken. «Ich habe mich sehr einsam und verloren gefühlt.» Diese Situation habe einen Beziehungsaufbau zu den Eltern sehr erschwert, erzählt sie rückblickend.

Sie erinnert sich auch an ihre vehemente Reaktion, als sie erfuhr, dass ihr Bruder in ein anderes Kinderheim wechseln sollte. Glücklicherweise fiel damals die Entscheidung, dass die Geschwister zusammenbleiben und am neuen Ort gemeinsam aufgenommen werden. Eine Rückkehr in die Herkunftsfamilie war ausgeschlossen.

Marianne G. spricht von der Scham, die sie als Kind und später als Erwachsene empfunden hat, ein Heimkind zu sein. Die auffällige Kleidung, die die Heimkinder in der Schule tragen mussten, hat sich besonders stark in ihr Gedächtnis eingebrannt – für sie ein Symbol dieser Scham und Stigmatisierung. Heute verbindet sie diese Erfahrung nicht mehr mit Scham; sie sieht sie als Teil ihrer Lebensgeschichte. Mit 18 Jahren verliess sie schliesslich das Heim. Marianne G. arbeitete fortan als kaufmännische Angestellte und ist viel gereist – insbesondere durch Südamerika: «Das war eine schöne und lehrreiche Zeit!»

Es gelang ihr, im Laufe der Jahre viele belastende Erinnerungen aus der Kindheit loszulassen; doch beschäftigen sie bis heute offene Fragen zu ihrem Aufenthalt im Heim: «Trage ich noch etwas mit mir? Welche Verletzungen zeigen sich noch, und wie gehe ich mit ihnen heute um?» Auch das Thema des «Nicht-Genügens», das für sie eng mit ihrer Kindheit verknüpft ist, beschäftigt sie weiterhin. Es fehle ihr das Urvertrauen, angenommen zu werden. Doch sie führe heute, so betont sie, ein glückliches und genügsames Leben, «auch wenn diese Thematik nie ganz verschwinden wird».

Die Säuglingsheimplatzierungen ordnet Marianne G. als eine Form von «Massenabfertigung» ein. Die fehlende Liebe und Zuneigung wirke bei ihr bis in die Gegenwart nach: «Es war nicht sehr liebevoll.» Diverse Therapien sowie Yoga, Meditation und spirituelle Erfahrungen haben ihr – so ihr Resümee – entscheidend dabei geholfen, dorthin zu gelangen, wo sie heute steht. Inzwischen kann sie das Leben als grosses Geschenk annehmen.

„Meine Eltern waren mit den Folgen der Migration vollkommen überfordert“

Giuseppe Cerrato kann der damaligen Schweizer Politik noch nicht verzeihen

Eine junge Frau in Weiss umarmt liebevoll einen kleinen Jungen. Dieses Bild aus der Zeit, die Giuseppe Cerrato im Züricher Säuglingsheim Pilgerbrunnen verbracht hat, begleitet ihn seit seiner Kindheit. Konkrete Erinnerungen daran hat er nicht – er weiss nur noch, dass er die Pflegeschwester auf dem Foto sehr mochte. Seine Mutter erzählte ihm immer wieder: «Du warst gerne dort. Du warst fixiert auf sie, und sie hatte dich sehr gerne.» Die belastenden Erinnerungen an seine frühe Kindheit setzten erst ein, als seine Eltern ihn wieder zu sich nahmen.

Giuseppe Cerrato ist der älteste Sohn einer italienischen Gastarbeiterfamilie. Im Alter von drei Wochen wurde er im Säuglingsheim platziert; mit fünf Jahren kehrte er schliesslich zu seinen Eltern zurück. Diese beschreibt er als «zwei mit der Situation in der Schweiz und der Migration überforderte Menschen». Die Zeit nach dem Säuglingsheim war vor allem geprägt von fehlender Unterstützung: Finanzielle Probleme bestimmten den familiären Alltag – Sicherheit war für ihn kaum spürbar. Betreut wurde er im Tageshort, der für ihn mit sehr negativen Erinnerungen verbunden ist. Zwei zentrale positive Quellen hingegen waren die Beziehungen zu seiner Tante Nives und zu seiner Grossmutter väterlicherseits im Piemont; beide hatten für den Aufbau seiner Resilienz eine entscheidende Rolle.

Die Migration der Eltern sei damals für die Familie ein Auslöser grosser Ängste gewesen; ebenso das Gefühl, in der Schweiz nicht erwünscht zu sein. Von Lehrpersonen hörte Giuseppe Cerrato oftmals den Satz: «Ich weiss ja nicht, ob du nächstes Jahr noch da bist.» Man sei als ausländische Familie nie beschützt worden, erinnert er sich, und habe kaum die Möglichkeit gehabt, über diese Erfahrungen zu sprechen. Nach der ersten Überfremdungs-Initia-

tive (Schwarzenbach-Initiative von 1970) zog die Familie ins Tessin, um nahe der italienischen Grenze wohnen zu können. Aufgrund finanzieller Schwierigkeiten musste die Familie jedoch nach einem Jahr wieder in die Deutschschweiz zurückkehren. Giuseppe Cerrato spürt bis heute einen Groll gegenüber der Schweizer Regierung, dass sie als Migrationsfamilie einer solchen Situation ausgesetzt waren.

Jedoch vermochte sein erster Lebenspartner Peter, den Giuseppe mit 22 Jahren kennenlernte, ihm die Schweiz doch näher zu bringen. Peter war nicht nur Partner und Familie, sondern auch ein Tor zu diesem Land. Heute begleitet Giuseppe Cerrato ihn durch eine schwere Demenz. «Ich mache all das für ihn, weil ich mich ihm immer noch zutiefst verbunden fühle und dankbar bin für den Halt, den er mir immer gegeben hat», sagt er. Die Besuche im Pflegeheim prägen seinen Alltag.

Zudem treibt er Ausdauersport, kocht und liest gerne. Nach vielen Jahren als Journalist und Personalberater in einem kantonalen Regionalen Arbeitsvermittlungszentrum (RAV) ist Giuseppe Cerrato nun pensioniert. Er beschreibt sich als einen extrovertierten Menschen, der Freude daran habe, sein Leben zu optimieren. So nehme er sich beispielsweise vor, jeden Tag das Gespräch mit einer fremden Person zu suchen und freundlich zu sein.

Rückblickend ist sich der Zürcher mit italienischen Wurzeln bewusst, dass die Unterbringung im Heim Spuren bei ihm hinterlassen hat. Er hat sich intensiv auch im Rahmen einer Therapie mit diesem Thema auseinandergesetzt, um die Folgen seiner Kindheit zu verstehen. Für ihn ist es eine Konfrontation mit einer herausfordernden Zeit und auch eine politische Angelegenheit. «Das Ganze hat etwas mit mir gemacht. Ich kann bis heute der Schweizer Politik von damals nicht ganz verzeihen.»



ZUR PERSON

NAME: GIUSEPPE CERRATO

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: DIE ELTERN WAREN ITALIENISCHE GASTARBEITENDE.

SÄUGLINGSHEIM: PILGERBRUNNEN

AUSBILDUNG / BERUF: KV-LEHRE UND WEITERBILDUNGEN, EHEMALIGER REDAKTOR UND HR-FACHMANN, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: LEDIG (IN EINER BEZIEHUNG)

ÜBER MICH: ICH HALTE MICH AN KURT TUCHOLSKYS ZITAT: «DIE GRÖSSTE SEHENSWÜRDIGKEIT, DIE ES GIBT, IST DIE WELT. SIEH SIE DIR AN.»

„Ich war immer unter Leuten, aber eine starke Beziehung habe ich als Kind nicht erlebt“

Was Graziella Hürlimann im Leben gefehlt hat, fand sie in ihrem tiefen Glauben: Vertrauen, Zugehörigkeit und Getragensein

Graziella Hürlimanns früheste Erinnerung ist eine Zugfahrt nach Sizilien. Sie war noch sehr klein, vielleicht etwa 20 Monate alt, und sehr müde. Sie weiss nicht mehr genau, wer sie begleitete – vermutlich ihre Mutter. Es sind bruchstückhafte Bilder, mehr ist nicht geblieben.

Zuvor war sie bereits im Säuglingsheim Inselhof untergebracht. Ihre Mutter, eine italienische Gastarbeiterin, arbeitete Vollzeit und sah keine andere Möglichkeit, als die Tochter früh in institutionelle Betreuung zu geben. Nach der Rückkehr nach Italien lebte Graziella Hürlimann zunächst bei der Grossmutter. Später kam sie in ein Kloster, weil dem Vater eine gute Erziehung wichtig war. Mit fünf Jahren kehrte sie in die Schweiz zurück.

Über ihre frühe Zeit im Säuglingsheim wurde in der Familie lange Zeit kaum gesprochen. Die Mutter habe ihr – so erinnert sie sich heute – nie gesagt, dass sie in einem Heim gewesen sei. Sie selbst habe vielmehr geglaubt, als Säugling in einer Klinik betreut worden zu sein. Erst viel später erfuhr sie die Wahrheit.

Sie hat inzwischen ihre Akten eingesehen und diese mit grossem Interesse gelesen. Auch die Fotos aus dem Säuglingsheim haben eine spezielle Bedeutung für sie – als seltene Zeugnisse einer Zeit, an die sie selbst kaum Erinnerungen hat.

Eine nahe Beziehung zu den Eltern entwickelte sich nie. Graziella Hürlimann beschreibt ihre Kindheit als emotional distanziert. Liebe und Zuwendung habe sie kaum erlebt. Besonders schmerzhaft war für sie, wie der jüngere Bruder verhätschelt wurde, während sie selbst das Gefühl hatte, eher am Rand zu stehen. Sie erinnert sich daran, nur ein einziges Mal von der Mutter geküsst worden zu sein.

Eifersüchtig sei sie jedoch nie gewesen auf den jüngeren Bruder. Die Geschwister hätten immer ein gutes Verhältnis gehabt. Der Schmerz habe sich nicht gegen ihn gerichtet, sondern gegen das Gefühl, als Kind nicht in gleicher Weise geliebt worden zu sein.

Die Frage, warum Kinder innerhalb einer Familie unterschiedlich geliebt werden, beschäftigt Graziella Hürlimann bis heute. Aus diesem Grund lag ihr sehr am

Herzen, ihren beiden Söhnen dieselbe Liebe und Verlässlichkeit zu schenken.

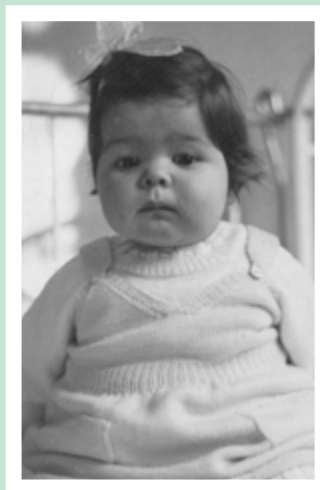
Ihre Vergangenheit habe sie über viele Jahre kaum reflektiert, erzählt Graziella Hürlimann. Schule, Erwachsenwerden, die eigene Familie und ihre beiden Söhne seien stets im Vordergrund gestanden. Erst im späteren Lebensalter holten sie die Fragen nach ihrer Kindheit ein. Als ihr Stiefvater starb und sie die Mutter zurück in die Schweiz holte, sprach sie diese erstmals direkt auf die ungleiche Behandlung an. Die Mutter zeigte jedoch wenig Verständnis.

Dass sie Teil der Studie ist, ist für sie von grosser Bedeutung. Sie erinnert sich an die Untersuchungen von Marie Meierhofer in der Adoleszenz. Sie weiss noch, dass ein Mann in die Schule kam, mit ihr sprach und Tests durchführte. Am Abend sei dann eine Frau zu ihnen nach Hause gekommen, habe sie gewogen und gemessen und anschliessend mit der Familie zu Abend gegessen.

Viele Jahre später – nach der Einladung zur Teilnahme an der Studie am Marie Meierhofer Institut für das Kind – sah Graziella Hürlimann die Unterlagen aus ihrer Kindheit erstmals wieder. Sie beschreibt diesen Moment als eindrücklich und betont den Wert solcher Studien. Die Studie zeige eindrücklich, wie unverzichtbar zugewandte Bezugspersonen für ein Kind seien. Die «Nestwärme», die sie nicht erfahren durfte, fehle ihr bis heute, erzählt sie.

Eine tragende Rolle in ihrem Leben spielt der Glaube. Schon als Kind in Italien habe er ihr Halt gegeben. Gott sei für sie eine verlässliche Bezugsperson gewesen und habe ihr Kraft und Orientierung geschenkt. Sie sagt, sie hätte abstürzen können – doch durch den Glauben habe sie erkannt, wie stark sie sei. Er sei für sie eine Quelle von Frieden, Wärme und Sinn.

Auch heute ist sie über den Glauben eng mit ihren Söhnen verbunden. Für Graziella Hürlimann ist er nicht nur eine persönliche Ressource, sondern auch ein Band zwischen den Generationen – und ein Ort, an dem sie das findet, was ihr im Leben oft gefehlt hat: Vertrauen, Zugehörigkeit und Getragensein.



ZUR PERSON

NAME: GRAZIELLA HÜRLIMANN

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: DIE ELTERN WAREN ITALIENISCHE GASTARBEITENDE UND MUSSTEN BEIDE VOLLZEIT ARBEITEN.

SÄUGLINGSHEIM: INSELHOF

AUSBILDUNG / BERUF: HANDELSCHULE, SACHBEARBEITERIN, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, PATCHWORK-FAMILIE, ZWEI EIGENE SÖHNE, EINE ENKELIN

ÜBER MICH: ICH BIN EIN GLÜCKLICHER, AUSGEGLICHENER UND ZUFRIEDENER MENSCH.



ZUR PERSON

NAME: MARKUS MOOSMANN

GEBURTSJAHR: 1958

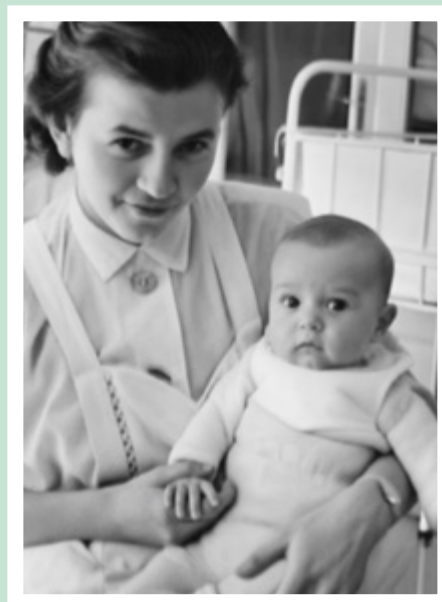
SITUATION DER FAMILIE: DIE MUTTER WURDE UNVERHEIRATET SCHWANGER UND ARBEITETE IM SÄUGLINGSHEIM.

SÄUGLINGSHEIM: INSELHOF

AUSBILDUNG / BERUF: LASTWAGEN- UND AUTO-MECHANIKER

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET

ÜBER MICH: ICH BIN KEIN EINZELGÄNGER UND BRAUCHE ANDERE LEUTE UM MICH.



„Ich habe mein Leben stets auf der Sonnenseite genossen“

Die Platzierung im Säuglingsheim hat für Markus Moosmann auch positive Seiten: Seine Mutter war dankbar für die Unterstützung und Beratung, die sie dort erfahren durfte

Als die Mutter von Markus Moosmann unverheiratet schwanger wurde, schickte sie ihr Vater weg – «um seinen guten Ruf im Entlebuch zu schützen». Ihr Elternhaus sei streng katholisch gewesen, und seine Mutter und Vater hätten damals wegen der Schwangerschaft eine harte moralische Wertung erfahren. Erst viel später, nachdem seine Eltern geheiratet hatten, sei aus ihm, dem zunächst unerwünschten Enkelkind, für die Grosseltern doch «das Ein und Alles» geworden.

Markus Moosmann wurde im Inselhof geboren und auch dort im Säuglingsheim platziert, wo seine Mutter als gelernte Damenschneiderin arbeitete. Somit sei er nie von seiner Mutter getrennt gewesen, betont er. Während ihrer Arbeitszeiten kümmerten sich die Schwestern um ihn. Zwei dieser Schwestern traf er 1990 gemeinsam mit seiner Mutter wieder; Markus Moosmann erinnert sich gerne an das herzliche Wiedersehen. In seinem Fotoalbum findet sich ein Bild seiner Fürsorgerin, Schwester Sophie, das im Inselhof anlässlich seiner Taufe aufgenommen wurde. Bei der Auseinandersetzung mit Säuglingsheimplatzierungen müsse berücksichtigt werden, dass für ihn persönlich nicht alles daran negativ gewesen sei, betont Markus Moosmann. Seine Mutter habe stets dankbar von der Unterstützung und Beratung gesprochen, die sie dort erfahren habe.

Während er sich in der Schulzeit als eher minimalistisch beschreibt, blühte er in seiner Lehre und in seinem Beruf als Lastwagenmechaniker auf. Er mag die Verantwortung, die Kompetenz und sagt rückblickend, dass er auch immer im richtigen Moment am richtigen Ort war. So sei ihm Vieles in den Schoss gefallen und er hätte sein Leben immer auf der Sonnenseite geniessen können. Mit seinem frechen

Mundwerk – oder, wie er auf Schweizerdeutsch sagt, seiner «grossen Schnurre» – und seiner Art, Dinge anzupacken, sei es ihm leichtgefallen, sich Möglichkeiten zu eröffnen.

Von seiner Ehefrau spricht Markus Moosmann mit grosser Wärme. Sie sei ein «Schatz» und bis heute ein «Volltreffer». Die Beziehung sei eng und von tiefer Verbundenheit geprägt. Das erste Date auf dem Minigolfplatz, der erste Kuss und die Geburt des ersten Kindes zählen zu seinen wertvollsten Erinnerungen. Auch von seinen beiden Kindern und den fünf Grosskindern erzählt er mit Stolz und Zuneigung. Er verbringt gerne Zeit mit ihnen und verwöhnt sie – vielleicht auch, so vermutet er, weil er selbst von seinem Grossvater verwöhnt worden sei. In seinen Erzählungen wird deutlich, wie nah ihm seine fünf Grosskinder stehen.

Bis heute ist er gerne unterwegs, fährt Lastwagen und Reisebus, zeigt sich hilfsbereit und sozial engagiert und übernimmt trotz Pensionierung gelegentlich noch Aufträge. Ein Übergang von «hundert auf null» sei für ihn kaum vorstellbar, denn das Fahren bereite ihm auch heute noch grosse Freude. Ebenso liegt ihm sein Engagement für Mitmenschen weiterhin am Herzen: Früher habe er Jugendliche in schwierigen Lebenssituationen an seinem Arbeitsplatz begleitet. Seit seiner Pensionierung organisiert er nun Ausflüge, Treffen und Feste für verschiedene Gruppen. Gegenseitige Unterstützung ist für ihn zentral. Er ist überzeugt, dass «wenn jeder ein klein bisschen mehr macht, als er muss, wir es alle schöner haben».

Für die Zukunft wünscht er sich vor allem Gesundheit – für sich selbst und für sein Umfeld. «Ich habe nichts verpasst, geniesse mein Leben und bin zufrieden.»

„Es bleibt nicht ohne Folgen“

Stefano Delrio erfuhr erst im Rahmen der Studie
von seiner Zeit im Säuglingsheim.

Dies half ihm, seine Entwicklung einzuordnen

Einige wenige Bilder sind Stefano Delrio aus seiner Zeit im Säuglingsheim geblieben: eine Fahrt im Taxi, eine lange Treppe, ein grosser Raum mit vielen kleinen Bettchen. An viel mehr erinnert er sich nicht; dafür war er zu jung.

Stefano Delrio wurde 1958 im Alter von zehn Tagen im Säuglingsheim Ottenweg platziert. Seine berufstätigen Eltern waren einige Jahre zuvor aus Italien als Gastarbeitende in die Schweiz gezogen. Eine schwere Geburt prägte ihn gesundheitlich in den ersten Lebensmomenten; ebenso die Enttäuschung seiner Mutter, dass er nicht das erhoffte Mädchen war. Seine Eltern hatten im Säuglingsheim lediglich ein Besuchsrecht an den Wochenenden.

Mit 18 Monaten wurde er in das Heim Lindenbach verlegt – darauf basieren vermutlich seine ersten Erinnerungen. Dort blieb Stefano Delrio bis zu seinem dritten Lebensjahr. Während dieser Zeit hatte er regelmässig Kontakt zu seinen Eltern und verbrachte die Wochenenden zumeist bei ihnen. Bei einem Besuch im Heim bemerkte sein Vater, dass sein Sohn unzufrieden und traurig wirkte, sich von den anderen Kindern abwandte und auffällige, stereotype Bewegungen ausführte. Sein Vater entschied, Stefano aus dem Heim zu nehmen und ihn in einer Pflegefamilie mit zwei eigenen Kindern unterzubringen. Diese Zeit ist ihm bis heute in guter, warmer Erinnerung. Er begann, seine Pflegemutter «Muetti» zu nennen, und mit der Zeit entwickelte sich eine enge Beziehung zur Pflegefamilie. Diese Nähe störte vor allem seine Mutter; die Eltern beendeten die Platzierung und nahmen ihren Sohn zu sich.

Das Leben in der Herkunftsfamilie beschreibt Stefano Delrio als spannungsgeladen und konfliktreich. Die Beziehung zwischen den Eltern sei belastet gewesen; zugleich habe er sie als fürsorglich erlebt. Der Alltag war klar strukturiert, vieles geregelt, die Familie gut integriert. Besonders herausfordernd gestaltete sich jedoch die Beziehung zu seiner Mutter, vor allem auf emotionaler

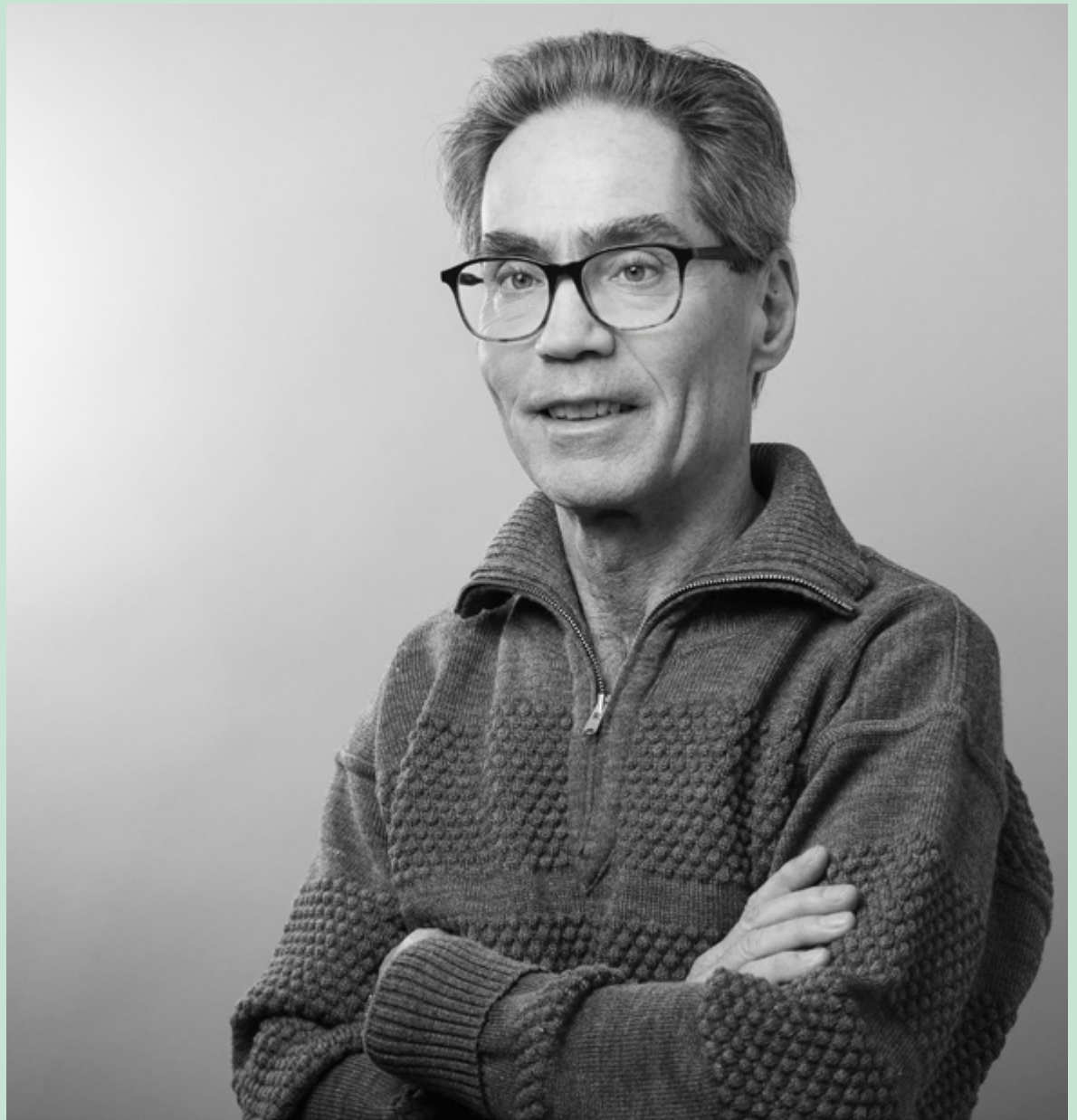
Ebene. Eine enge Verbindung konnte sich nie entwickeln. Mehrfach hörte er Äusserungen wie «Ich habe mich nie wirklich als Mutter gefühlt».

Mit 19 Jahren war für Stefano Delrio klar, dass er das Lebensmodell seiner Eltern nicht übernehmen wollte; er zog aus dem Elternhaus aus. In seinem Leben ist er oft umgezogen, hatte verschiedene Anstellungen und mehrfach Beziehungen. Sein Leben wurde vom Gefühl begleitet, immer wieder eine Veränderung zu benötigen.

Rückblickend sieht Stefano einen Zusammenhang zwischen der belasteten Beziehung zu seiner Mutter, seiner schwierigen Geburt, seiner frühen Fremdplatzierung sowie der spannungsgeladenen Atmosphäre in seiner Familie.

Für ihn ist in Bezug auf die ersten drei Jahre in den Heimen klar: «Es bleibt nicht ohne Folgen.» Er hatte nie die Möglichkeit, dieses Thema mit seinen Eltern zu besprechen: Als er 2019 von der Studie erfuhr, waren sie bereits verstorben. Dennoch ist er für diese Erkenntnis dankbar. Denn sie hilft ihm dabei, viele Aspekte seines Lebens besser zu verstehen und einzuordnen.

Heute verbringt er als Pensionierter seine Zeit gerne unterwegs und auch zuhause beim Musikhören und Lesen. Insbesondere schätzt er das Schwimmen in den nahen, natürlichen Gewässern. Die Platzierung in Heimen möchte er im Kontext der damaligen Zeit sehen. Auch wenn Stefano Delrio diese als Zumutung empfindet, anerkennt er die Schwierigkeiten in der Nachkriegszeit. Sicherheit, gute Ernährung und Hygiene waren nicht für alle selbstverständlich: «Aus damaliger Sicht war nach all dem Chaos und den Verwerfungen die Maxime, ein geordnetes Leben als tüchtiger, angepasster Bürger zu führen, einerseits nachvollziehbar; andererseits war der damalige Zeitgeist aber auch bedenklich vereinfachend.» Dafür, dass er trotz der schwierigen Umstände in seiner Kindheit seinen Weg als Individualist mit ausgeprägtem Gemeinschaftssinn finden konnte, ist er dankbar. Auch hier scheint das Glück mitgespielt zu haben.



ZUR PERSON

NAME: STEFANO DELRIO

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: DIE ELTERN WAREN ITALIENISCHE GASTARBEITENDE.

SÄUGLINGSHEIM: OTTENWEG

AUSBILDUNG / BERUF: KAUFMÄNNISCHE AUSBILDUNG, SACHBEARBEITER ÖFFENTLICHE VERWALTUNG

FAMILIENSTAND: GESCHIEDEN

ÜBER MICH: ICH BIN EIN AUSGEWIESENER INDIVIDUALIST MIT GEMEINSCHAFTSSINN.



„Ändern kann man nichts mehr daran – es ist mehr ein Aufarbeiten“

Der Mangel an Nähe und Liebe im Heim hat das Leben von Markus Blaser stark geprägt

Heute habe er nichts mehr zu verbergen, sagt Markus Blaser. Früher, als er noch im Geschäftsleben stand, war seine Herkunft jedoch ein Thema, das ihn sehr stark beschäftigte. Mit dem Alter sei einiges leichter geworden. Seinen Kindern habe er viel erzählt, aber nicht alles. Manche Themen blieben schambehaftet. Aus seinen Akten weiss er, dass er als schwieriges, viel weinendes Kind beschrieben wurde. Eigene Erinnerungen an diese frühe Zeit hat er kaum. Sein Leben, so erzählt er, hat eigentlich erst begonnen, als er sechs Jahre alt war. An die Zeit zuvor hat er keinerlei Erinnerungen.

Er wurde unehelich geboren. Die Mutter ging nach seiner Geburt zurück in die Prostitution und war im Zürcher Niederdorf bekannt. Für ihn habe sie sich kaum interessiert und sich genervt gezeigt, wenn sie etwas für ihn bezahlen musste. Den Vater nannte sie nie. Lange vermutete Markus Blaser eine prominente Person; doch ein späterer Vaterschaftstest fiel negativ aus. Der Kontakt zur Mutter blieb über Jahre sporadisch und wurde erst viel später etwas enger. Zu spät, meint er. Denn so lange hatte sie sich nicht für ihn interessiert. Nach ihrem Tod kümmerte er sich dennoch um alles.

Seine Heimzeit führte ihn an mehrere Orte: Zur Einschulung kam er in das neu gebaute Heimgarten-Heim in Bülach, das damals als Vorzeigeeinrichtung galt. Er erinnert sich, dass stets besonders fein aufgetischt wurde, wenn Besuchsdelegationen kamen. Diese Fassade sieht er rückblickend kritisch. Der Alltag sei von sehr unterschiedlichen Kindern, wenig individueller Betreuung und fehlender Nähe geprägt gewesen, obwohl sich die Heimleitenden intensiv bemüht hätten. Was jedoch fehlte, waren Wärme, Geborgenheit und eine Bezugsperson, die immer für ihn da war. Die Kinder hätten niemanden gehabt. Bei seinen Enkelkindern sehe er heute, wie es damals auch für ihn hätte sein können.

Bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr blieb Markus Blaser im «Heimgarten». Als er das Heim verlassen sollte, weigerte er sich. Ein Gruppenleiter setzte sich für ihn ein, organisierte ein Einzelzimmer und ermöglichte ihm, von dort aus eine Lehre zu absolvieren. Dass er im Heim bleiben durfte und nicht plötzlich auf sich allein gestellt war, ist für ihn im Rückblick sehr entscheidend.

Nach der Lehre zog er in eine eigene Wohnung. Die ersten Jahre im Erwachsenenalter waren vor allem von Unsicherheit und finanziellen Problemen geprägt. Er habe nicht gewusst, wie das Leben funktioniert. Umso dankbarer sei er seinem Lehrmeister, unterstreicht Markus Blaser, der ihn in dieser Zeit sehr gefördert habe. Später machte er sich selbstständig und arbeitete viele Jahre erfolgreich als Maler und Bodenleger. Als ihm der Stress zu gross wurde, wechselte er in eine Anstellung mit geregelten Arbeitszeiten. In dieser Phase gründete er eine Familie. Heute ist er stolz auf seine beiden erwachsenen Töchter und sagt, sie würden zu ihrem Papi schauen.

Welchen Einfluss hatte die Heimzeit auf sein Leben? Vor allem der Mangel an Liebe und Nähe habe ihn sehr stark geprägt; körperliche Nähe falle ihm bis heute schwer, resümiert er. Seine Töchter wüssten das und seien sich dennoch sicher, dass er sie liebt. Letztlich jedoch, so sagt er rückblickend, hätte die Zeit im Heim auch etwas Gutes: Wenigstens habe er dort unter Kindern aufwachsen können.

Heute ist Markus Blaser pensioniert. Er hat sein Leben lang auf dem Bau gearbeitet und sparsam gelebt. Eine wichtige finanzielle Unterstützung im Alter ist für ihn auch die Solidaritätsentschädigung des Bundes für die Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen.

Die Kopien der Akten aus jener Zeit hat er gemeinsam mit seinen Töchtern gelesen und danach vernichtet. Dieses Kapitel sei für ihn persönlich abgeschlossen, jedoch hoffe er darauf, dass die Aufarbeitung des Schicksals der damaligen Heimkinder weitergeführt wird. «Ändern kann man nichts mehr daran, es ist mehr ein Aufarbeiten», meint er.

Was bleibt, ist der Wunsch, dass sich solche Geschichten niemals wiederholen: Heimkinder müssten gesehen werden und ihre Beziehung zu beiden Elternteilen behalten dürfen, betont Markus Blaser. Und was ihm ganz wichtig ist: Ehemalige Heimkinder sollten nicht stigmatisiert werden.



ZUR PERSON

NAME: MARKUS BLASER

GEBURTSJAHR: 1959

SITUATION DER FAMILIE: DIE MUTTER WAR PROSTITUIERTE UND UNVERHEIRATET, DER VATER UNBEKANNT.

SÄUGLINGSHEIM: PILGERBRUNNEN

AUSBILDUNG /BERUF: MALER, BODENLEGER, TEILWEISE SELBSTSTÄNDIG, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: LEDIG, ZWEI TÖCHTER, DREI ENKELKINDER

ÜBER MICH: EIGENTLICH BIN ICH IMMER ZUFRIEDEN MIT MEINEM LEBEN UND HOFFE, DASS ICH AUCH NOCH LANGE GESUND BLEIBE.



ZUR PERSON

NAME: VICKY

GEBURTSJAHR: 1957

SITUATION DER FAMILIE: DIE MUTTER FLÜCHTETE ALLEIN AUS UNGARN UND LEBTE ZUNÄCHST IN EINEM FLÜCHTLINGSLAGER. DER VATER KAM SPÄTER EBENFALLS IN DIE SCHWEIZ.

SÄUGLINGSHEIM: HEILSARMEE

BERUF: DIREKTIONSASSISTENTIN, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET

ÜBER MICH: MEINE EIGENE GESCHICHTE UND DIE ERFAHRUNGEN AUF MEINEN REISEN HABEN MIR GEZEIGT, DASS MAN AUCH MIT EINEM SCHWIERIGEN START INS LEBEN SEINEN WEG FINDEN UND VIEL ERREICHEN KANN.

„Man kann so vieles erreichen – auch wenn der Start ins Leben schwierig war“

Vicky hat erst durch ihre Teilnahme an der Studie Einblicke in ihre frühen Lebensjahre erhalten

Vicky ist sich bewusst, dass ihre Geschichte nicht losgelöst von ihrer Zeit verstanden werden könne. Sie sei geprägt von Zwängen und gesellschaftlichen Bedingungen, die arbeitende Frauen mit unehelichen Kindern früher stark einschränkten. Zugleich ist es ihr wichtig, den Blick nicht nur auf die belastenden Elemente ihres Lebens zu richten, sondern auch auf jene, die sie erdulden mussten.

Ihre Herkunft ist von Flucht und Migration geprägt. Ihre Mutter verliess in einem sehr jungen Alter Ungarn und fand Aufnahme in der Schweiz, wo sie zunächst in einem Flüchtlingslager untergebracht wurde. Dort stellte sich heraus, dass sie schwanger war. Der Vater, der nichts von der Schwangerschaft wusste, flüchtete ebenfalls in die Schweiz. Eher zufällig kreuzten sich ihre Wege und sie heirateten. Als Vicky ein Jahr alt war, wurde sie in einem Zürcher Säuglingsheim platziert. Den Grund dafür erfuhr sie nie – und gerade diese Ungewissheit wirkt bis heute nach.

Erst durch die Teilnahme an der Studie begann sich ihre eigene Geschichte klarer zu ordnen. Durch Recherchen erfuhr sie den genauen Zeitpunkt ihrer Platzierung und suchte nach Erklärungen. Da ihre Mutter vor vielen Jahren verstorben war, suchte sie das Gespräch mit ihrem Vater. Dass dieser sich nicht mehr an den Grund ihrer Platzierung zu erinnern vermag, hinterlässt eine offene Frage und Wunde in ihrer Geschichte.

An die Zeit im Heim erinnert sich Vicky nur in einzelnen Bildern. Besonders lebendig sind der Garten und das Zusammensein mit den anderen Kindern. Auch kleine Ausnahmen im Heimalltag sind ihr in Erinnerung geblieben – wie die Besuche beim Nachbarskind, wo sie im Pool spielen durfte. Als widersprüchlich erlebte sie das Verhalten ihrer Mutter in dieser Zeit. Vickys Mutter war sehr jung und unerfahren und konnte nichts mit einem Kleinkind anfangen. Der äussere Eindruck war ihr wichtiger als die Nähe und Zuneigung zu ihrem Kind. Sie war gut gekleidet, gepflegt, ordentlich. Zugleich fehlte der Kontakt und die Beziehung zu Vicky, da ihre Mutter, die arbeiten musste, sie nicht regelmässig im Heim besuchte. Am Wochenende wurde Vicky nur selten abgeholt; zurückgebracht wurde sie des Öfteren mit dem Taxi.

Nachdem Vicky das Heim mit sieben Jahren verlassen konnte, wurde sie erneut abgeschoben und lebte während zwei Jahren bei einer Pflegefamilie in Aarau; die Mutter wurde später ihre Patentante. Vicky fühlte sich sehr wohl dort. Erst in der dritten Klasse kehrte sie zur Mutter zurück, die inzwischen mit einem neuen Partner, dem späteren Stiefvater von Vicky, zusammenlebte. Diese neue Familienkonstellation war für das Mädchen jedoch kein Ort der Geborgenheit. Die Mutter führte ein eigenes Leben: Sie setzte andere Prioritäten, und ihre Kinder spielten darin kaum eine Rolle. Gemeinsame Mahlzeiten, Gespräche oder echtes Interesse am Alltag der Kinder fehlten. Erst im Rückblick erkannte Vicky, wie sehr sie als Kind auf Zugehörigkeit, Geborgenheit und Sicherheit angewiesen gewesen wäre.

Als sie selbst Mutter wird, zieht sie daraus klare Konsequenzen. Für sie ist es selbstverständlich, Verantwortung zu übernehmen und präsent für sein Kind zu sein. Sie war lange alleinerziehend und beruflich ambitioniert, musste aber während dieser Zeit vieles andere zurückstellen. Zeit mit ihrem Sohn zu verbringen, hatte für sie oberste Priorität.

Ihr weiteres Leben ist bis heute geprägt von Eigenständigkeit und Bewegung. Seit 25 Jahren befindet sich Vicky wieder in einer neuen Partnerschaft und ist verheiratet. Stillstand komme für sie nicht infrage. «Man muss sich im Leben immer wieder neu erfinden», unterstreicht sie. Sie reist und liest viel, interessiert sich sehr für Kunst und Fotografie, bildet sich weiter und setzt sich intensiv mit gesellschaftlichen Fragen auseinander – auch mit dem Thema der Säuglingsheimplatzierungen. Auf ihren zahlreichen Reisen hat sie schon verschiedene Kinderheime in der ganzen Welt besucht, was ihren Blick auf das Thema weiter differenzierte und bereicherte.

Vicky wünscht sich eine Gesellschaft, die sich bewusst ist, was es bedeutet, Verantwortung zu übernehmen – für sich selbst und für andere. Denn Verantwortung entstehe nicht erst im Laufe der Zeit, wie sie betont, sondern beginne von Anfang an. Und sie bedinge eine Auseinandersetzung mit den eigenen Möglichkeiten und Grenzen – sowie die Reife, ihr gerecht zu werden.

„Ich habe keine Narben. Im Gegenteil: Die Blume ist aufgegangen“

Trotz herausfordernder Bedingungen durfte Christina Avanzini
viele schöne und wertvolle Erfahrungen machen

Christina Avanzini erzählt gerne und mit viel Lebendigkeit über ihr Leben. Vor allem, wenn sie vom Kinderheim Artergut spricht, wird spürbar, wie positiv ihre Erinnerungen sind. Rückblickend beschreibt sie diesen Ort als musisch, kreativ, streng und getragen von vielen Bezugspersonen. Sie betont, wie prägend diese Erfahrungen für sie gewesen seien und dass eine einzelne Mutter all das kaum hätte leisten können.

Ihre Mutter war aus Deutschland in die Schweiz gekommen und hatte hier Christina Avanzinis Vater kennengelernt, einen ungarischen Flüchtling. Die Eltern heirateten nicht und trennten sich früh; so kam sie als uneheliches Kind in das Säuglingsheim Inselhof. Die Mutter arbeitete damals als Haushälterin und besuchte ihre Tochter an den Wochenenden. Mit drei Jahren wurde Christina Avanzini dem Kinderheim Artergut zugeteilt; dort blieb sie zwölf Jahre. Das Heim wurde für sie zu einem Ort der Fürsorge – mit Schwestern und Angestellten, die den Kindern einen verlässlichen Rahmen boten.

Die damalige Heimleiterin, Fräulein Reinhardt, schildert Christina Avanzini als charaktervolle Persönlichkeit: Sie habe den Kindern Zivilcourage und das Bewusstsein vermittelt, dass sie eine Stimme haben. Für sich und andere einzustehen, auch wenn es sonst niemand tut – dieses Verständnis begleitet Christina Avanzini bis heute. Ihre Erfahrungen ausserhalb des Heimes waren ungleich schwieriger: In der Schule trug sie die «Heimkind-Etikette»; wie selbstverständlich Dazugehören für andere Kinder sein kann, erfährt sie heute bei ihren Enkelkindern.

Als Jugendliche trat sie dann aus der «Schutzlosigkeit», die sie ausserhalb des Heimes erfuhr, heraus, suchte ihren eigenen Weg und lernte bald den späteren Vater ihrer Kinder kennen. Mit ihm verbrachte sie eine lebhafte

Jugendzeit. Sie wurden früh Eltern, teilten sich die Sorgearbeit und erhielten viel Unterstützung von den Grosseltern. Christina Avanzinis Mutter, die nur wenig Anteil an der Kindheit ihrer Tochter hatte nehmen können, durfte es bei den eigenen Enkelkindern ganz anders erleben.

Für Christina Avanzini war es immer selbstverständlich, ausserhalb konventioneller Bahnen zu leben. Diese Mischung aus Unabhängigkeit, Fatalismus und Mut führte sie durch wilde Phasen und gleichsam durch berufliche Herausforderungen. Beide Kinder wuchsen bei ihr und ihrem Mann auf. Sie legten Wert auf ein soziales Umfeld und lebten zeitweise als Familie in einer Wohngemeinschaft zusammen mit Freunden. Sicherheit – so betont sie – habe sie nie bei einem Mann gesucht, sondern in der eigenen Standhaftigkeit. Beziehungen waren für sie offen und unkonventionell. Sie verstehe das nicht als Mangel, sondern als Erweiterung familiärer Formen – so, wie sie es selbst im Heim erlebt habe: viele Menschen, viele Räume, viel Freiheit.

Sie trennte sich vom Vater ihrer Kinder, blieb jedoch mit ihm wie auch mit den späteren Partnern in guten Beziehungen – ein Netzwerk, das sie bis heute trägt. Die gelernte Fotografin und wissenschaftliche Zeichnerin absolvierte eine Weiterbildung zur Kunst- und Maltherapeutin. Diese Zeit beschreibt sie als eine bedeutsame Phase der Selbstreflexion: Sie habe viel gelernt – Sensibilität, Kritikfähigkeit und die Fähigkeit, ihre Geschichte neu einzuordnen. Beruflich fand sie ihren Weg im Justizvollzug, wo sie sich als eine von wenigen Frauen behaupten konnte.

Wenn Christina Avanzini eine Zwischenbilanz ihres Lebens zieht, betont sie, dass sie trotz herausfordernder Bedingungen viele schöne und wertvolle Erfahrungen machen durfte. Entscheidend dafür seien wohl ihre Zeit im Kinderheim Artergut, ihr eigenes Gemüt, ein Stück Glück und die Menschen um sie herum.



ZUR PERSON

NAME: CHRISTINA AVANZINI

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: DIE MUTTER WAR UNVERHEIRATET UND MUSSTE ARBEITEN.

SÄUGLINGSHEIM: INSELHOF

AUSBILDUNG / BERUF: FOTOGRAFIN UND DANN EINE WEITERE AUSBILDUNG ZUR KUNST- UND MALTHERAPEUTIN, ZULETZT IM JUSTIZVOLLZUG TÄTIG, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: ENGAGIERTE GROSSMUTTER, FÜNF ENKELKINDER

ÜBER MICH: ICH FREUE MICH AB DEM LEBEN! UND ICH BIN DANKBAR FÜR DIE MENSCHEN, DIE MIR IN NICHT EINFACHEN ZEITEN BEGEGNET SIND, UND FÜR ALLE MENSCHEN, DIE MICH BEGLEITET HABEN.

„Am meisten fehlte mir ein Mami“

Die fehlende Liebe und Anerkennung einer Mutter haben bei Juha Stump tiefe Spuren hinterlassen

Juha Stump weiss nur wenig über seine Herkunft, da seine Eltern kaum über die Vergangenheit gesprochen haben. Von seiner Mutter war ihm lediglich bekannt, dass sie in Finnland bei der Eisenbahn gearbeitet hatte. Erst viel später erfuhr er über die Akten im Staatsarchiv, dass zwei SBB-Mitarbeiter seine Mutter in Finnland kennengelernt und in die Schweiz geholt hatten und dass er bereits kurz nach seiner Geburt in ein Säuglingsheim kam. Die Platzierung stand im Zusammenhang mit der Scheidung der Eltern. Die Mutter hatte zwar das alleinige Sorgerecht, wollte jedoch «ihre Freiheit».

Über seine frühe Kindheit herrschte bei ihm lange Ungewissheit: Fotos oder persönliche Unterlagen bewahrte die Mutter nicht auf; einige Bilder besitzt er nur, weil sie ihm diese Jahre später in einem Wutanfall geschickt hatte. Auch erfuhr er erst später durch amtliche Dokumente, dass die Mutter mit ihm für eine Zeit ins Ausland gegangen war. Er nahm lange Zeit an, dass sie in Finnland gelebt hatten. Tatsächlich war er in Schweden bei einer Familie untergebracht, die ihn sehr gern hatte und ihn sogar adoptieren wollte – auch diese Information erhielt er erst später aus den Scheidungsunterlagen seiner Eltern.

Nach dieser Zeit wuchs Juha Stump mehrere Jahre in einem Kinderheim in Zürich-Oerlikon auf, das von reformierten Bethanien-Schwestern geführt wurde. Diese Lebensphase beschreibt er als stabil und liebevoll. Er erinnert sich weder an körperliche Strafen noch an Gewalt. Auch an den Kindergarten hat er nur gute Erinnerungen.

Als er das Heim altershalber verlassen musste, kam er ins Bentzelheim. Diese Zeit bewertet er deutlich kritischer. Zwar sei das Leben auf dem Land mit Tieren grundsätzlich schön gewesen, doch beschreibt er eine lieblose Atmosphäre, strenge Hauseltern und wenig emotionale Zuwendung. Er fühlte sich sozial stigmatisiert und als Kind zweiter Klasse. Besonders belastend waren für ihn die wiederholten Trennungen von nahestehenden Personen – sowohl von Gleichaltrigen als auch von Betreuungspersonen.

Im Jugendalter verliess Juha Stump das Bentzelheim und lebte zunächst für kurze Zeit bei seinem Vater. Das Zusammenleben scheiterte jedoch an dessen Partnerin, und er wurde erneut fremdplatziert. Nach dem Tod des Vaters erfuhr er, dass dieser ihn finanziell nicht berücksichtigt hatte und die umfangreiche Fotosammlung der Familie vernichtet worden war – ein weiterer schmerzhafter Verlust, der für ihn an frühere Erfahrungen anknüpfte.

Juha Stump ist seit vielen Jahren als Schriftsteller tätig und hat mehrere autobiografische Bücher veröffentlicht. Er hat die Akten aus dem Staatsarchiv intensiv studiert und erinnert sich an viele Namen aus seiner Kindheit – von Betreuungspersonen ebenso wie von anderen Kindern. Trotz der belastenden Erfahrungen zieht er heute eine differenzierte Bilanz: Das Aufwachsen auf dem Land sei – trotz der Lieblosigkeit im Bentzelheim – besser gewesen als eine dauerhafte Unterbringung in einem städtischen Heim. Was ihn jedoch in seiner Kinder- und Jugendzeit stark belastet hat, war die fehlende Liebe und Anerkennung einer Mutter. Das Gefühl, kein «Mami» zu haben und nicht wirklich gesehen zu werden, begleitete ihn über viele Jahre und hinterliess Spuren.



ZUR PERSON

NAME: JUHA STUMP

GEBURTSJAHR: 1953

SITUATION DER FAMILIE: DIE MUTTER IST AUS FINNLAND MIGRIERT, SPÄTER LIESSEN SICH DIE ELTERN SCHEIDEN.

SÄUGLINGSHEIM: OERLIKON

AUSBILDUNG / BERUF: GYMNASIUM, POST-ANGESTELLTER

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, ZWEI ERWACHSENE TÖCHTER

ÜBER MICH: ICH ARBEITE ALS FREIER SCHRIFTSTELLER.



ZUR PERSON

NAME: FEDERICO ANDREANI

GEBURTSJAHR: 1957

SITUATION DER FAMILIE: DIE ELTERN WAREN ITALIENISCHE GASTARBEITENDE UND MUSSTEN BEIDE VOLLZEIT ARBEITEN. SIE HATTEN NUR EIN ZIMMER UND KONNTEN DAS KIND NICHT BEI SICH AUFGZIEHEN.

SÄUGLINGSHEIM: OERLIKON

AUSBILDUNG / BERUF: KV LEHRE IM BANKVEREIN, WIRTSCHAFTSDELEGIERTER

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, ZWEI KINDER (TOCHTER UND SOHN), EINE ENKELIN

ÜBER MICH: ICH BIN NEUGIERIG, AN ALLEM INTERESSIERT UND GEHE DEN DINGEN GERNE AUF DEN GRUND. ZUDEME BIN ICH KREATIV UND FANTASIEVOLL. ICH LESE UND KOCH E GERNE, BIN SOZIAL ENGAGIERT UND KONTAKTFREUDIG.

„Als Ausländer musste ich früher immer für das kämpfen, was ich wollte“

Der frühe Kontakt mit Kindern unterschiedlicher Herkunft hat Federico Andreani geprägt

Die Geschichte der Familie von Federico Andreani in der Schweiz beginnt nicht mit einem grossen Plan, sondern mit einer zufälligen Begegnung seines Vaters mit einem Schweizer, der ihm eine Arbeitsstelle anbot. Als der Vater sein Heimatland Italien in Richtung Norden verliess, wusste er noch nicht, dass seine Partnerin schwanger war. Sie folgte ihm später nach und gebar den gemeinsamen Sohn in einer Klinik, in der er zunächst blieb.

Federico Andreani ist es wichtig zu betonen, dass sein früherer Aufenthalt in institutioneller Betreuung nichts mit mangelnder elterlicher Fürsorge zu tun hatte. Seine Eltern lebten damals in einem einzigen Zimmer; für ein Kind war dort kein Platz. Die Entscheidung für die Fremdbetreuung beschreibt er als sachlich begründet und nachvollziehbar.

Er erinnert sich daran, dass er die Wochenenden bei seinen Eltern verbracht habe. Später hatten sie eine kleine Wohnung, entschieden sich aber wegen ihres hohen Arbeitspensums dennoch für eine weiterführende Betreuung. Nach dem Heim besuchte er den Hort. Der Übergang in den Alltag ausserhalb der Institution sei ihm nicht schwergefallen, so erzählt er. Er sei an klare Abläufe gewöhnt und äusserst selbstständig gewesen – ein «Schlüsselkind». Besonders in Erinnerung ist ihm geblieben, zum ersten Mal ein eigenes Zimmer zu haben.

Über seine Heimzeit berichtet er insgesamt positiv. Er zieht Parallelen zu heutigen Krippen und Horten und hält institutionelle Betreuung dann für sinnvoll, wenn sie in einer guten Balance steht: verlässliche Betreuung und gleichzeitig eine enge Beziehung zu den Eltern. Er hebt hervor, dass er im Heim Disziplin und Ordnung, aber auch soziale Kompeten-

zen gelernt habe. Der frühe Kontakt mit vielen Kindern aus unterschiedlichen Herkunftskontexten habe ihn geprägt; bis heute falle es ihm leicht, auf fremde Menschen zuzugehen.

In der Schule jedoch musste er früh Diskriminierungserfahrungen machen: Als italienischer Junge wurde er häufig als Ausländer stigmatisiert und für Vieles verantwortlich gemacht. Dieses gesellschaftliche Klima prägte auch seinen Bildungsweg. Eine Lehrerin wollte ihn nicht in die Sekundarschule übertreten lassen; durch die Unterstützung von Hortleiterinnen konnte er die Prüfung wiederholen und bestehen. Autoritäre Strukturen in der Schule empfand er nicht als problematisch. Härte, Disziplin und Durchhaltevermögen waren für ihn wichtige Orientierungen.

Bis ins frühe Jugendalter war die italienische Gemeinschaft in Zürich zentral für sein Leben. Später entschied er sich bewusst für den Schweizer Pass – eine Entscheidung, die sein Vater kaum nachvollziehen konnte. Für ihn war sie pragmatisch begründet und eröffnete berufliche Möglichkeiten. Die Eltern lebten sehr sparsam und hielten am Plan fest, eines Tages nach Italien zurückzukehren. Ihr Sohn machte ihnen früh klar, dass dies für ihn keine Option war; sein Lebensmittelpunkt – so sein Standpunkt – sei die Schweiz.

Als die Eltern später nach Italien zurückzogen und pflegebedürftig wurden, übernahm er Verantwortung. Die regelmässigen, langen Reisen bedeuteten für ihn eine grosse Belastung, waren zugleich jedoch selbstverständlich.

Heute spricht er mit viel Wärme über sein Enkelkind. Auch wenn er nicht alle Erziehungsvorstellungen seiner Kinder teilt, sind diese Beziehungen für ihn sehr bedeutsam. Sie stehen für Stabilität, Nähe und Kontinuität.

„Ich konnte nie giggeln oder lachen wie andere Kinder“

Monika B. versteht ihre Geschichte nicht nur als
Einzelschicksal, sondern als Teil einer
grösseren, lange verdrängten Vergangenheit

Die Geschichte von Monika B. ist ein eindrücklicher Spiegel der gesellschaftlichen Moralvorstellungen der damaligen Zeit. Ihre Mutter brachte als unverheiratete Frau aus einer Verbindung mit einem Italiener ein Kind zur Welt – ein Umstand, der in ihrer streng katholischen Herkunftsfamilie heftige Konflikte auslöste. Der Grossvater lehnte die Situation entschieden ab, er hielt jedoch gleichzeitig fest, dass das Kind keine Schuld trage.

Monika B. verbrachte ihr erstes Lebensjahr im Säuglingsheim; danach wurde sie zunächst in einer Pflegefamilie betreut. Als sie vier Jahre alt war, heiratete ihre Mutter erneut und bekam ein zweites Kind. Monika B. zog zurück in die Kernfamilie. Was dann folgte, beschreibt sie als eine «schwere, dunkle Zeit». Der Alltag war geprägt von Gewalt und ab dem Alter von 13 Jahren auch von sexuellem Missbrauch durch den Stiefvater. Die familiäre Atmosphäre liess kaum Raum für Leichtigkeit oder Freude. «Ich konnte nie giggeln oder lachen wie andere Kinder», erinnert sie sich. Dinge, die ihr Freude bereiteten, wurden verboten. Geborgenheit fehlte völlig. Die wirtschaftliche Abhängigkeit der Mutter verschärfte die Situation zusätzlich. Zu ihrer jüngeren Schwester besteht bis heute keine enge Beziehung. Spuren dieser Zeit zeigten sich – so erzählt sie – darin, dass sie stets Probleme damit hatte, enge Bindungen einzugehen – eine Erfahrung, die sie auf die häufigen Wechsel von Bezugspersonen in ihrer Kindheit zurückführt.

In der Pubertät fasste Monika B. einen entscheidenden Entschluss: Sie vertraute sich ihrer Patentante an und erklärte ihr, dass sie nicht mehr nach Hause zurückkehren wolle. Diese reagierte ohne Zögern und nahm sie bei sich auf. Monika B. begann eine Lehre im Detailhandel und erlebte erstmals, wieviel Potenzial in ihr steckt, wenn sie weder Druck noch Abwertung erdulden muss. Ihre schulischen Leistun-

gen waren sehr gut, das Lernen fiel ihr leicht. Zum ersten Mal fanden ihre Fähigkeiten einen Raum, um sich entfalten zu können.

Später lebte Monika B. eine Zeit lang auf einem Hof, umgeben von Tieren. Die Natur wurde zu einem zentralen Kraftort in ihrem Leben. Sie beschreibt sich als tief naturverbunden und sagt, sie habe gelernt, aus der Natur «extrem viel Glück» zu schöpfen. Auch in späteren Krisen – wie nach ihrem schweren Auto-unfall sowie in Phasen von Suizidalität – waren ihre Tiere ein lebensrettender Anker. Sie halfen ihr, diese Zeiten zu überstehen – zusätzlich unterstützt durch eine psychotherapeutische Begleitung.

Eine Schlüsselrolle in ihrer Kindheit nahm auch ihre Grossmutter ein. «Wenn ich an sie denke», schwärmt Monika B., «spüre ich nur Liebe.» Die Grossmutter habe das Mütterliche verkörpert, das ihre Mutter ihr nicht geben konnte: Nähe, Trost, körperliche Zuwendung. Bei ihr durfte man kuscheln und sich sicher fühlen. Auch andere Bezugspersonen prägten sie positiv: Ihre Patentante aus Basel war stets präsent und kümmerte sich liebevoll um sie. Entscheidend war für Monika B., dass sie von diesen Menschen nie abgewertet wurde. Aus späteren Berichten und Fotos weiss sie zudem, dass ihre Mutter trotz der Platzierung im Säuglingsheim sehr präsent blieb und sie regelmässig besuchte.

Heute blickt Monika B. mit Zufriedenheit auf ihr Leben. Sie blieb stets offen für Neues und ist kürzlich von einer Solo-Reise durch Kanada zurückgekehrt. Für sie ist klar, dass die Geschichte ihrer Säuglingsheimzeit nicht im Verborgenen bleiben darf. Wenn man nicht darüber spreche, betont sie, sei es, als sei das Alles nie geschehen. Sie erzählt ihre Geschichte daher nicht nur für sich selbst, sondern als Teil einer grösseren, lange verdrängten Vergangenheit.



ZUR PERSON

NAME: MONIKA B.

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: DER BIOLOGISCHE VATER
KEHRTE NACH ITALIEN ZURÜCK UND LEHNTE DIE
VATERSCHAFT AB.

SÄUGLINGSHEIM: MONIKAHEIM

AUSBILDUNG / BERUF: LEHRE ALS DETAILHANDEL-
ANGESTELLTE, KAUFMÄNNISCHE ANGESTELLTE

FAMILIENSTAND: GESCHIEDEN

ÜBER MICH: ICH BIN EINE HUMORVOLLE UND KREATIVE
PERSON, MIT EINEM KOPF VOLLER IDEEN. ICH STREBE
NICHT MEHR NACH HÖHEREM.

„Dank Glaube, Familie und Tierarztberuf konnte ich einen Raum finden, in dem mich Liebe berührte“

Heute hat Mauro Vattolo ein erfülltes Leben

Dass Mauro Vattolo einmal eine engere Beziehung zu seiner Mutter haben würde, war lange nicht absehbar, denn das Verhältnis von Mutter und Sohn war seit der Kindheit von einer tiefen Distanz geprägt. Zu einer Annäherung kam es erst vor wenigen Jahren. Heute wisse er, dass die Entscheidung seiner Mutter, ihn als Säugling ins Heim zu geben, sie innerlich gebrochen habe.

Seine ersten fünf Lebensjahre verbrachte er kaum zu Hause – zunächst war er zehn Monate im Säuglingsheim untergebracht, dann bei verschiedenen privaten Pflegefamilien und kirchlichen Kinderkrippen. Er habe, so erzählt er, nirgendwo Wurzeln schlagen und keine «normale» Beziehung zu seinen Eltern, die als italienische Gastarbeitende im Zürcher Industriequartier lebten, aufbauen können. Er sei ein «komisches, hochgradig neurotisches Kind» gewesen und fühlte sich unfähig für menschliche Kontakte. Im Wohnumfeld der Familie erlebte er Diskriminierung, Gewalt und Missbrauch. Er lernte früh, sich zu wehren, und entwickelte den Glaubenssatz: «Zuerst der Respekt, dann die Liebe.»

In der Schule stotterte er so stark, dass er in ein Internat geschickt wurde. Als ihm dort der Ausschluss drohte, geschah Entscheidendes: Aus dem Wunsch heraus, einen Hund nicht verlassen zu müssen, dem er sich so verbunden fühlte, lernte er, fließend zu sprechen. Diese Verbindung zu Tieren wurde sein Lebensanker. Mit der Unterstützung seiner Mutter, die von ihrem Putzfrauenlohn seine Nachhilfe bezahlte, verfolgte er sein Ziel, Tierarzt zu werden. In der Gegenwart von Tieren sei er ruhig und ausgeglichen, sagt er. Er habe fast einen «sechsten Sinn» für sie. Die Tiere bedeuteten ihm alles.

Mit 18 Jahren löste eine unglückliche Freundschaft zu einer reiferen Frau einiges in ihm aus. Er wollte alles nachholen, was er verpasst hatte: Literatur, klassische Musik, östliche Religion. Zugleich tauchte er in die Zürcher Discoszene und dazu in den Reitsport ein. So intensiv, dass er eines Tages ganz ausgebrannt war. In dieser Phase fand er durch eine christliche Studentengruppe zum Glauben. «Eigentlich wollte ich nur wissen, worüber ich spottete.» Doch die Lektüre des Neuen Testaments bestimmte von da an seinen weiteren Lebensweg.

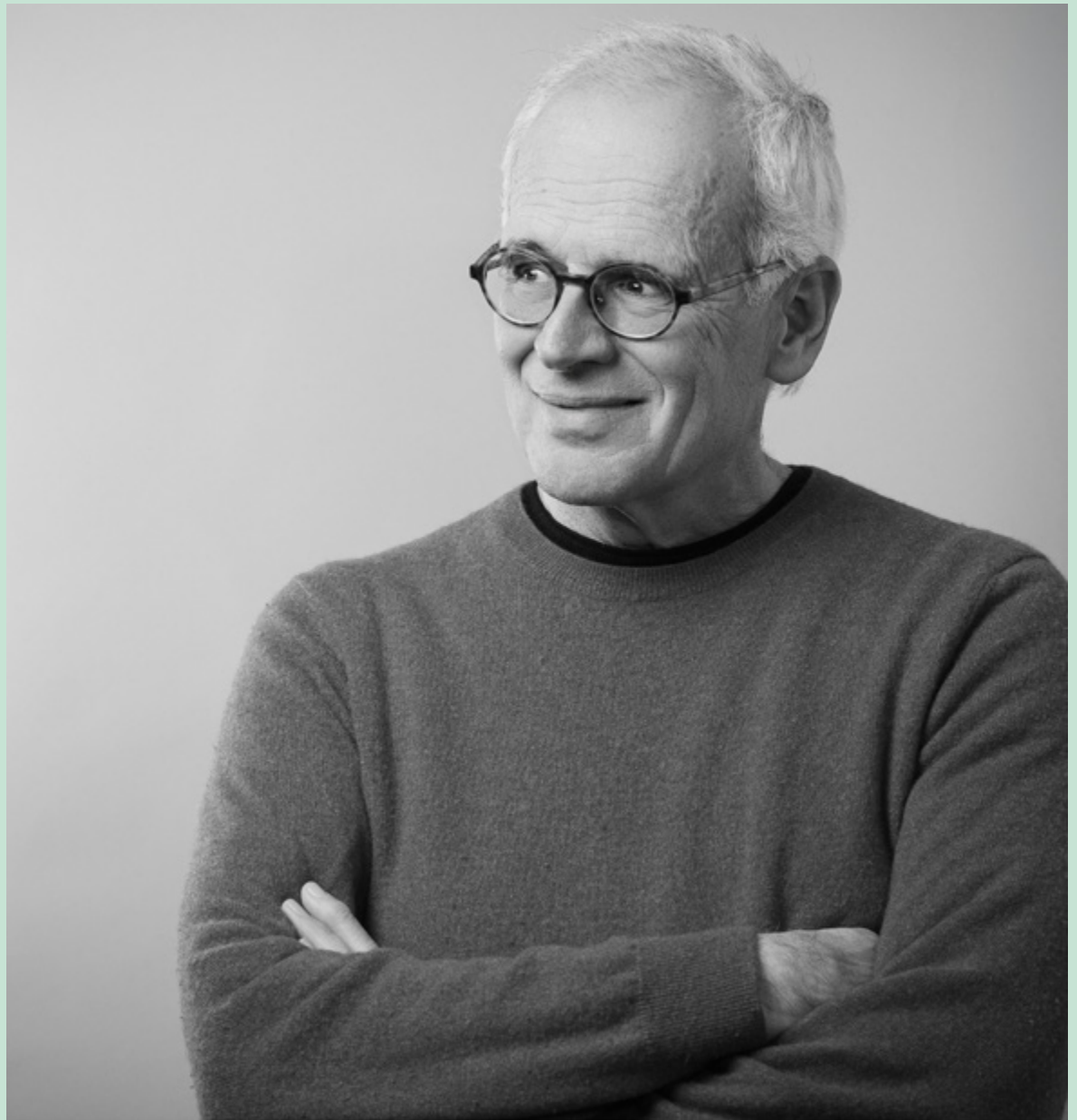
Kurz darauf lernte er seine Frau kennen. Mit 23 Jahren wurde er noch während des Tiermedizin-Studiums ungeplant Vater. «An der Uni habe ich mich damals erholt, weil es zu Hause so streng war.» Seine Frau wurde zu seiner wichtigsten Stütze; sie sei es gewesen, die mit ihren grossartigen Kompetenzen die sozialen Kontakte gepflegt habe. «Ohne sie wäre ich heute ein sehr einsamer Mensch.» Sie sei sein Spiegel, denn all die «psychischen Knörze» seien durch den Beruf oder den Glauben nicht einfach verschwunden. Er wurde ein glücklicher Familiemensch.

In seiner akademischen Laufbahn musste er sich durchsetzen: Niemand habe damals an sein Dissertationsvorhaben geglaubt, das schliesslich ein grosser Erfolg wurde. Er entschied sich gegen lukrative Auslandsperspektiven und führte jahrzehntelang erfolgreich eine eigene Tierarztpraxis im Oberengadin. Er hat dabei schwierige Konkurrenzkämpfe erlebt und musste sich seinen Platz in der Gesellschaft hart erkämpfen. Seine Arbeit als Tierarzt liebte er sehr.

Die Pensionierung traf ihn deshalb abrupt und löste eine grosse Identitätskrise aus. «Eben noch war die Praxis voll, dann verabschiedete ich die letzten Patienten und schloss die Tür hinter mir zu.» In der darauffolgenden Leere habe er sich neu bestimmen müssen. Es war schliesslich sein eigener Hund, die Geduld seiner Frau und sein Glaube an Gott, die ihm durch diese Zeit der Suche halfen.

Mauro Vattolo beschreibt sich heute als kognitiv stark, aber emotional oft noch blockiert – sobald er an seine Grenzen komme, setze er auf den Verstand. Doch das Familienleben und der Glaube bieten ihm einen Raum, in dem er sich sicher fühlt.

Rückblickend zieht er eine klare Bilanz: Sein christlicher Glaube, seine Frau mit der Familie und seine Tierliebe im Beruf waren die drei entscheidenden Stützen, die ihm halfen, Resilienz zu entwickeln und Liebe zu erleben. Dass er heute trotz der schwierigen Startbedingungen und der inneren «Knörze» an diesem Punkt steht, empfindet er als das Ergebnis eines jahrzehntelangen Heilungsprozesses. «Ich bin da angekommen, wo ich heute stehe, weil diese Stützen mich gehalten haben.»



ZUR PERSON

NAME: MAURO VATTOLO

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: DIE ELTERN WAREN ITALIENISCHE GASTARBEITENDE IN BEENGTE WOHNVORHÄLTNISSEN.

SÄUGLINGSHEIM: FLORHOF

AUSBILDUNG / BERUF: TIERARZT, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, ZWEI ERWACHSENE SÖHNE, GROSSVATER

ÜBER MICH: ICH BIN SEHR DANKBAR FÜR MEIN LEBEN, DAS MIR DANK GLAUBE, FAMILIE UND BERUF MÖGLICH WAR.





ZUR PERSON

NAME: CHRISTA

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: CHRISTA IST DAS VIERTE KIND EINER ZU DIESEM ZEITPUNKT UNVERHEIRATETEN MUTTER, DER VATER IST UNBEKANNT.

SÄUGLINGSHEIM: PILGERBRUNNEN

AUSBILDUNG: LEHRE ZUR LEBENSMITTELVERKÄUFERIN

BERUF: ZUNÄCHST ALS LEBENSMITTELVERKÄUFERIN, SPÄTER ALS TAGESMUTTER TÄTIG

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET

ÜBER MICH: ICH BIN EIN POSITIVER MENSCH, DER IM HEUTE LEBT UND NICHT MIT DER VERGANGENHEIT HADERT, DENN JEDER HAT SEINEN RUCKSACK – UND DAS IST MEINER.



„Das darf nicht mehr passieren“

Mit der Veröffentlichung ihrer Geschichte möchte Christa erreichen, dass sich Fachpersonen mit der Vergangenheit auseinandersetzen und junge Menschen erfahren, was damals passiert ist

Bis heute kann Christa kaum nachvollziehen, dass ein wenige Tage altes Kind von seiner Mutter abgegeben wird. Dennoch empfindet sie Dankbarkeit dafür, dass es diese Möglichkeit für sie gab. Sie möchte sich nicht vorstellen, wie ihr Leben verlaufen wäre, wenn ihre Mutter sie damals nicht in ein Säuglingsheim hätte geben können.

Unverständlich ist für sie bis heute auch, dass sie im Alter von vier Jahren wieder zu ihrer Mutter rückplatziert wurde. Sie erlebte dort schwere Misshandlungen. Rückblickend ist sie überzeugt, dass vor dieser Rückplatzierung eine sorgfältigere Prüfung der familiären Verhältnisse hätte stattfinden müssen. Mit sieben Jahren wurde sie als Kinderschutzmassnahme zunächst zur Behandlung der Misshandlungen in ein Spital gebracht und anschliessend erneut in einem Heim platziert. Auslöser war die Meldung einer Lehrperson. Christa betont, dass das zuständige Amt bereits zuvor von ihrer älteren Schwester Hinweise auf die Misshandlungen erhalten habe, ohne darauf zu reagieren. Für sie ist es deshalb zentral, dass heutzutage hingeschaut, zugehört und betroffenen Kindern geglaubt wird.

Die Heimplatzierung beschreibt sie rückblickend als lebensrettend: «Ich habe mein Leben bewältigt, weil ich herausgenommen wurde.» Sie sieht sich selbst als Kämpferin und macht deutlich, dass diese Stärke notwendig gewesen sei, um zu überleben und die Vergangenheit zu verarbeiten. Oft erlebt sie, wie tief betroffen Menschen reagieren, wenn sie von ihrem Lebensweg erfahren.

Eine tragende Rolle in ihrem Leben spielen verlässliche Beziehungen. Immer wieder begegnete Christa Menschen, die Verantwortung übernahmen und sich um sie sorgten: eine engagierte Lehrerin, Polizisten, Spitalpersonal, Mitarbeitende und Leitungen von Heimen, ein Lehrer-Ehepaar, ihre Schwiegereltern sowie Freundinnen und Freunde. Auch die enge Beziehung zu ihrem Sohn ist

für sie ein wichtiger Halt. Sie sucht den Austausch mit Anderen und legt grossen Wert darauf, dass Menschen einander zuhören und füreinander da sind.

Das Lehrer-Ehepaar, das sie während ihres Aufenthaltes in einem Tessiner Kinderheim kennenlernte, bezeichnet sie als ihre Zieheltern. Der Kontakt bestand bis zu deren Tod. Die Zeit im Tessin beschreibt sie als die schönste ihres Lebens. Besonders prägend waren für sie die vielen Tiere, die dort lebten. Auch heute fühlt sie sich Tieren stark verbunden und lebt mit zwei Katzen.

Für ihr heutiges Leben wünscht sich Christa Leichtigkeit und Helligkeit; sie kleidet sich bewusst bunt. Zutiefst berührt ist sie, wenn sie von misshandelten Kindern oder ausgesetzten Tieren erfährt. Sie würde Alles dafür tun, dass Kinder heute besser geschützt sind.

Die Teilnahme an der Studie hat für Christa eine enorme Bedeutung, weil ihr erstmals eine Fachperson aufmerksam und einfühlsam zuhörte. Die Recherche zu ihrer Säuglingsheimplatzierung war zugleich schmerzhaft – insbesondere die Erkenntnis, dass Akten vernichtet wurden und keine Erinnerungsstücke aus dieser Zeit ihres Lebens existieren. Sie betont, wie elementar für sie der Blick nach vorne sei.

Mit ihrer Entscheidung, ihre Geschichte in diesem Buch porträtieren zu lassen, verbindet Christa die Hoffnung, dass aus der Vergangenheit Lehren gezogen werden. «Früher war nicht alles besser», betont sie. Kindern wurde oft nicht zugehört. «Das darf nicht mehr passieren!» Es sei das Brutalste, was einem Kind widerfahren könne. Sie sieht sich und andere ehemalige Säuglingsheimkinder in der Verantwortung, ihre Erfahrungen weiterzugeben, damit hingeschaut wird und niemand insbesondere bei Gewalt an Kindern wegschaut. Deutlich spürbar sind ihre Hoffnung, mit ihrer Geschichte helfen zu können, – und ihr Wunsch, dass es allen Kindern heute besser geht.

„Ich wollte es als Vater anders machen“

Silvano fühlte sich als Heimkind ständig beobachtet und beurteilt – aber er fand einen Weg, sich ein unabhängiges Leben aufzubauen

Der Finger war immer auf mich gerichtet», erinnert sich Silvano, der aus einer italienischen Migrationsfamilie stammt. Dieses Gefühl, herauszustecken und ständig unter Beobachtung zu stehen, prägte seine Kindheit. Da seine Eltern berufstätig waren, wurde er kurz nach der Geburt im Säuglingsheim Neumünsterallee platziert.

Diese Zeit hat er in überwiegend schlechter Erinnerung. Er beschreibt sie als «nicht gerade das Schönste» und berichtet von körperlicher Gewalt im Heim. Nur eine einzelne Erinnerung hebt sich von den negativen Eindrücken und Erlebnissen ab: der Besuch des Samichlaus. Später suchte er das Heim nochmals auf, um sich ein Bild zu machen und besser zu verstehen, was er dort erlebt hatte.

Im Alter von circa zwölf Jahren kehrte er zu seinen Eltern zurück. Doch auch dort erlebte er wenig Nähe. Liebe oder offene Zuwendung habe es kaum gegeben, Gespräche fanden praktisch nicht statt. Gewalt war ein Bestandteil des familiären Alltages. Eine besonders eindrückliche Erinnerung ist der Moment, als er sich erstmals wehrte und den Vater zurückschlug.

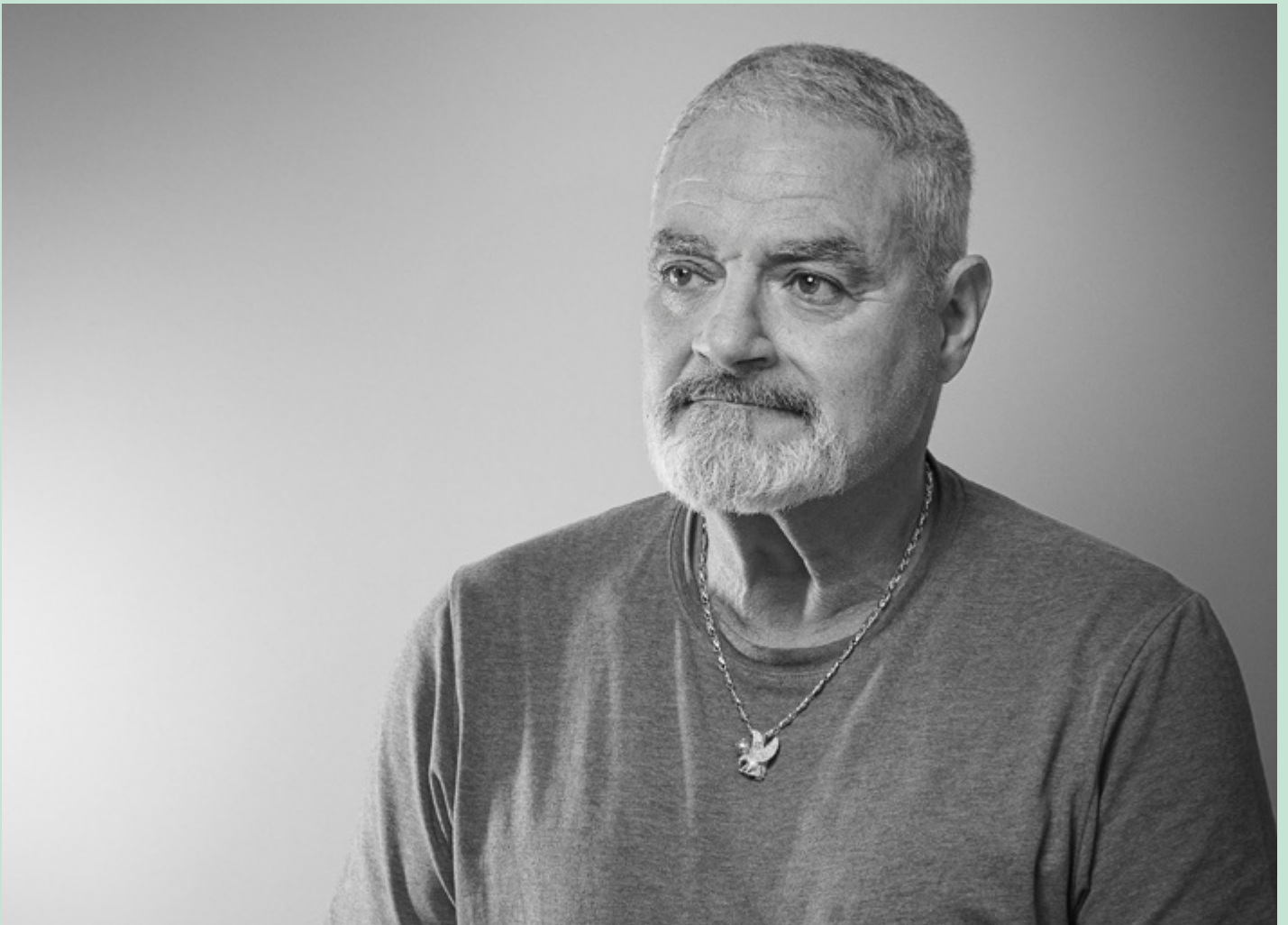
Rückblickend beschreibt Silvano seine Kindheit und Jugend als eine Lebensphase, in der er «viel Blödsinn» gemacht habe. Heute erkennt er Parallelen zwischen ihm und seinem Sohn – im Charakter, im Verhalten, im Umgang mit Zuschreibungen. «Es kommt alles wieder zurück», so umschreibt er die Wiederholung seiner eigenen Geschichte – wenn auch ohne Heimplatzierung. Diese Muster sieht er sogar bei seinem Enkelkind.

Gleichzeitig beschreibt Silvano sich selbst als lebenserfahrenen Menschen. Als jemand, der anpackt, Verantwortung übernimmt und sich kümmert. Mit 22 Jahren machte er sich selbstständig und zog von zu Hause aus. Aufenthalte im Ausland prägten ihn und liessen ihn reifen. Während seine Eltern später nach Italien zurückkehrten, blieb er in der Schweiz, heiratete und baute sich sein Leben auf.

Ein wiederkehrendes Thema in seiner Geschichte sei das Gefühl, viel zu leisten und wenig zurückzuerhalten. Auch das ständige Durchsetzen-Müssen begleite ihn. Er erzählt von einem Kontakt mit einem ehemaligen Schulfreund, dem er erstmals von seiner Geschichte berichtete. Dieser reagierte überrascht: «Du warst doch immer so fröhlich.» Silvano kann kaum erklären, weshalb er früher nie über seine Vergangenheit gesprochen habe; er spüre eine innere Blockade.

Erst als er Vater wurde, begann er, seine Kindheit und die Heimplatzierung bewusster zu reflektieren. Mit der Zeit konnte er damit abschliessen.

In seiner Rolle als Vater war es ihm ein Herzensanliegen, es gut zu machen. Er legte stets Wert auf Kommunikation, Vertrauen und darauf, dass es seinen Kindern besser gehen sollte als ihm. Heute beschreibt Silvano sein Leben als befriedigend. Es sei «gut ausgekommen», und er bereue nichts. Er möchte vermitteln, dass das Leben immer beides – Positives wie Negatives – bereithält. Es sei kein «Schlackstängel»; aber man finde immer einen Weg, wenn man «selbst etwas dafür tue».



ZUR PERSON

NAME: SILVANO

GEBURTSJAHR: 1954

SITUATION DER FAMILIE: ELTERN WAREN ITALIENISCHE GASTARBEITENDE UND MUSSTEN BEIDE ARBEITEN.

SÄUGLINGSHEIM: NEUMÜNSTERALLEE

BERUF: SANITÄR- UND HEIZUNGSINSTALLATEUR

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET

ÜBER MICH: ICH BIN EINE GUTMÜTIGE UND HILFSBEREITE PERSON – MANCHMAL VIELLEICHT EIN BISSCHEN ZU SEHR –, DIE MIT HERZ, SEELE UND DURCHSETZUNGSVERMÖGEN DURCHS LEBEN GEHT.

„Ich möchte verstehen, was meine Mutter damals durchmachen musste“

Die Ereignisse hätten seine
Mutter gebrochen, meint Peter Wettstein

Für Peter Wettstein ist die Möglichkeit, nach der Teilnahme an der Studie seine Geschichte nochmals zu erzählen, eine positive Erfahrung. Dieses erneute Hinschauen habe bei ihm viel ausgelöst – insbesondere im Blick auf seine Mutter. Immer wieder betont er, wie wichtig es ihm ist, zu verstehen, «was meine Mutter durchmachen musste». Er beschreibt sie als depressive, niedergeschlagene Frau, die sich «durchs Leben kämpfte». Die Ereignisse von damals hätten sie gebrochen, meint er. Nähe habe sie kaum geben können.

Seine Mutter hatte bereits vor seiner Geburt schwere Belastungen erlebt: Eine erzwungene frühe Heirat, einen gewalttätigen Mann, sechs Kinder und die Trennung, wobei man ihr zuletzt alle Kinder wegnahm und dem Vater per Gerichtsentscheid das alleinige Sorgerecht übertrug. Ein Kind wurde fremdplatziert und später an ein kinderloses Paar vermittelt. In dieser Situation kam Peter aus einer kurzen Bekanntschaft zur Welt; das habe als Schande gegolten. Aus seiner Sicht erhielt seine Mutter keine Unterstützung, sondern wurde zusätzlich bestraft, indem man ihr das Kind per Entscheid der Amtsvormundschaft der Stadt Zürich wegnahm und in ein Säuglingsheim brachte. Er fragt sich, wieso ihm denn niemand geholfen habe. Auch Marie Meierhofer nicht, obwohl sie doch gesehen haben müsste, dass es den Kindern nicht gut geht.

Erst in der Primarschulzeit erfuhren seine Halbgeschwister von seiner Existenz, er lernte sie dann Jahre später kennen. Nach dem Tod der Mutter begann er, zu recherchieren, um ihr Leben besser zu verstehen.

Der Kontakt zum Vater wurde durch die Amtsvormundschaft verwehrt. Als er später selbst Kontakt zum Vater suchte, unterband die Amtsvormundschaft weitere Annäherungen. Peter glaubte damals, er habe etwas falsch gemacht.

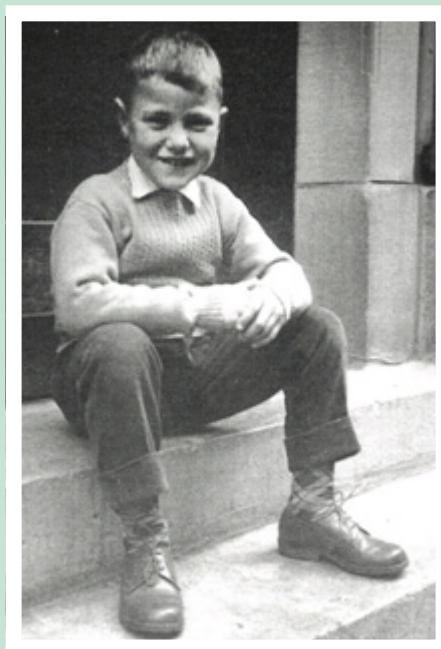
Nach dem Säuglingsheim kam er ins Kinderheim Thalwil, später zu einer Pflegemutter in Knonau. Diese bemühte sich, war jedoch mit acht Pflegekindern überfordert. Wegen schulischer Schwierigkeiten wurde er einem Heim mit pädagogischer Betreuung zugewiesen. An die Jahre in der Pestalozzi-Stiftung erinnert er sich positiv: klare Strukturen, viele andere Buben, Fussball und Trompete spielen. Auch schulisch stabilisierte er sich.

Der Übergang nach dem Heim fiel Peter Wettstein schwer. Er wollte nicht allein sein und bat um die Zugehörigkeit in einer Familie. Doch erst die dritte Pflegefamilie bot ihm Halt; nach Abschluss der Lehre musste er jedoch auch diese wieder verlassen. Die folgenden Jahre beschreibt er als orientierungslos. Er sei «durchs Leben geirrt» und von einer Beziehung in die nächste geflüchtet.

Stabilität fand er zunächst beruflich. Er machte sich selbstständig und hatte Erfolg, später erhielt er eine feste Anstellung, in der er bis zur Pensionierung arbeitete. Beruflich fand er Halt, privat blieb er jedoch lange allein.

1997 lernte er seine heutige Frau kennen. Er erzählte ihr offen von seiner Geschichte und riet ihr sogar davon ab, ihn zu heiraten. Doch seine Partnerin entschied sich bewusst für ihn. Diese Entscheidung berührt ihn bis heute. Er erzählt, dass er alles getan habe, damit sie ihn verlassen würde. Sie sei jedoch bei ihm geblieben und habe zu ihm gehalten. Das sei für ihn das Grösste, sagt er voller Bewunderung. 2001 heirateten sie. Diese Beziehung gibt ihm bis heute Boden unter den Füßen.

Was ihm bis heute fehlt, ist die Nähe der Mutter, die er nie hatte. Kinder wie er, sagt er, bräuchten Empathie, Verständnis und Halt. Man müsse ihre Geschichte ernstnehmen und ihnen – wenn möglich – ein familiäres Umfeld bieten. Für ihn wurde diese Erfahrung erst spät möglich – durch eine Frau, die sich ohne Vorbehalt für ihn entschied.



ZUR PERSON

NAME: PETER WETTSTEIN

GEBURTSJAHR: 1956

SITUATION DER FAMILIE: SIEBTES KIND DER MUTTER, UNEHELICH. DIE MUTTER WAR GESCHIEDEN UND HATTE KEINEN FESTEN WOHSITZ.

SÄUGLINGSHEIM: INSELHOF

BERUF: ELEKTROMECHANIKER, HF-ELEKTROTECHNIKER, NACHDIPLOM BETRIEBSWIRTSCHAFT

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET

ÜBER MICH: MEIN ANLIEGEN WAR, DAS TEILEN ZU KÖNNEN, WAS ICH ERLEBT HABE. ICH MÖCHTE, DASS ALLE KINDER DIE MÖGLICHKEIT HABEN, IHRE TRAUMATISCHEN ERLEBNISSE SELBST ZU ERZÄHLEN.

„Erst dann verstand ich, dass sie meine Schwestern sind“

Getrennte Kindheiten und ein Weg zurück zueinander

Franca, Marina und Daniela Donati sind Schwestern – und verbrachten ihre ersten Lebensjahre dennoch an ganz unterschiedlichen Orten. Ihre frühen Kinderjahre erzählen drei Geschichten, die erst später zusammenfanden.

Ihre Eltern stammten aus einem friaulischen Bergdorf. Daniela, die älteste Tochter, besuchte dort die Primarschule und unterstützte in der Berglandwirtschaft, bevor die Familie als Gastarbeitende nach Zürich zog. Die jüngeren Schwestern Franca und Marina wurden in Zürich geboren und gleich anschliessend in einem Säuglingsheim untergebracht. Daniela lebte bei den Eltern in einer Ein-Zimmer-Wohnung an der Neugasse in Zürich.

Die gemeinsame Familienzeit beschränkte sich damals nur auf wenige Stunden. Jeden Samstagnachmittag holten die Eltern zusammen mit Daniela die beiden jüngeren Schwestern aus dem Säuglingsheim nach Hause, wo sie bis Sonntagnachmittag blieben. Daniela verbindet diese Zeit mit verschwommenen Erinnerungen an grosse Räume voller Kinderbetten.

Franca und Marina Donati empfinden die damaligen Bedingungen, unter denen viele Migrantenfamilien in der Schweiz leben mussten, als unmenschlich: «Die Arbeits- und Aufenthaltsbedingungen führten oft zu langen Trennungen von Eltern und Kindern. Auch unsere Eltern mussten arbeiten – stets mit der Sorge, ihren Aufenthaltsstatus zu gefährden.» Marina Donati erzählt, dass es sie bis heute berührt, wenn sie im Tram oder anderswo Eltern mit ihren Kindern beobachte und dabei wahrnehme, wie viel Geborgenheit und Fürsorge die Eltern ihren Kindern geben: «Dann denke ich immer: Diese Geborgenheit ist das Wertvollste, was man einem Kind schenken kann – und genau das habe ich vermisst.»

Nach dem Aufenthalt im Säuglingsheim kam Franca zu einer Pflegefamilie, in der mehrere Pflegekinder lebten. «Es war» – so beschreibt sie diese Jahre – «eine gute, geborgene Zeit, geprägt von einem strukturierten Familienalltag.» Marina, die mittlere Schwester, lebte wäh-

renddessen bei den Grosseltern in Italien und Daniela bei den Eltern in Zürich, wo sie die Casa d'Italia besuchte.

Erst einige Jahre später wurden die Schwestern vereint; die Familie bezog eine grössere Wohnung in Zürich-Wipkingen, die sie mit anderen Familien teilte. Franca Donati erinnert sich: «Erst zu diesem Zeitpunkt verstand ich, dass sie meine Schwestern sind.»

Ihre Migration prägte das Familienleben nachhaltig. Marina Donati erzählt, dass sie sich als Kind bei behördlichen Kontrollen verstecken musste, weil sie offiziell nicht mehr in der Schweiz angemeldet war, nachdem sie von ihrem Vater aus Italien zurückgeholt wurde.

Das ständige Gefühl, sich anpassen und unauffällig verhalten zu müssen, empfand sie als äusserst belastend. Auch ihre Schwestern schildern eindrücklich, wie stark ihr Leben von Fremdbestimmung geprägt war. Ihre Eltern seien mit den komplizierten rechtlichen Bestimmungen überfordert gewesen und hätten die eigenen Rechte kaum gekannt. Aussagen wie «Ihr solltet froh sein, dass ihr überhaupt hier sein dürft» hörten die Schwestern des Öfteren – sowohl von Lehrpersonen als auch von Ärzt:innen. Franca Donati berichtet zudem von Diskriminierungserfahrungen während der Schulzeit aufgrund ihrer italienischen Herkunft. So wurde sie einmal von ihrer Handarbeitslehrerin gefragt, ob sie nicht ihre «Zigeunerhaare» kämmen wolle.

Das Gefühl, nicht akzeptiert und ausgeschlossen zu werden, begleitete sie über viele Jahre. Erst im Erwachsenenalter wurde Zürich für sie zu einem Ort, den sie als ihre Heimat empfindet. Die Stadt ist bis heute der gemeinsame Lebensmittelpunkt der drei Schwestern, ihrer Kinder und Enkelkinder. Ein Leben ohne Fremdbestimmung.

Heute haben Franca, Marina und Daniela Donati ein herzliches und gutes Miteinander; sie fühlen sich verbunden. Die frühen Trennungen haben bei ihnen jedoch unterschiedliche Spuren hinterlassen. So fehlt Marina Donati jene Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit, die Geschwister miteinander haben können.



ZUR PERSON

NAME: FRANCA DONATI

GEBURTSJAHR: 1960

SITUATION DER FAMILIE: GASTARBEITERFAMILIE AUS ITALIEN

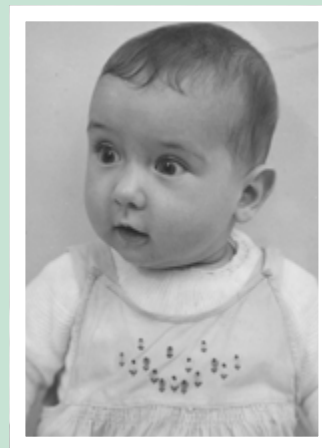
SÄUGLINGSHEIM: HEILSARMEE

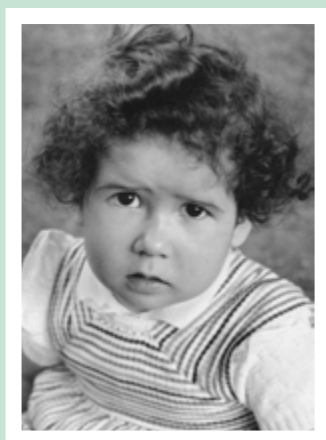
AUSBILDUNG: BERUFSLEHRE ALS DAMENKONFEKTIONS-
VERKÄUFERIN, SPÄTER HANDELSDIPLOM

BERUF: PENSIONIERTE KV-ANGESTELLTE

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, ZWEI KINDER

ÜBER MICH: ICH BIN SEHR GLÜCKLICH, DASS ICH MEIN
GEFÜHL VON ZUHAUSE GEFUNDEN HABE.





ZUR PERSON

NAME: MARINA DONATI

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: GASTARBEITERFAMILIE AUS ITALIEN

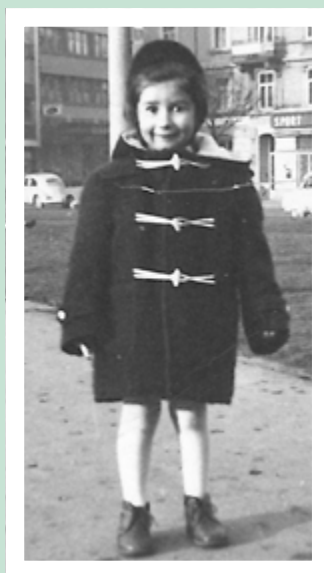
SÄUGLINGSHEIM: HEILSARMEE

AUSBILDUNG: LEHRE ALS COIFFEUSE

BERUF: PENSIONIERTE REDAKTIONSASSISTENTIN

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, ZWEI KINDER UND ZWEI ENKELKINDER

ÜBER MICH: ICH BIN DANKBAR FÜR ALL DIE BEGEGNUNGEN UND MOMENTE, DIE MEIN LEBEN BEREICHERT HABEN. MIT NEUGIER UND FREUDE GEHE ICH WEITER UND BLICKE GESPANNT AUF ALLES, WAS NOCH KOMMT.



ZUR PERSON

NAME: DANIELA DONATI

GEBURTSJAHR: 1953

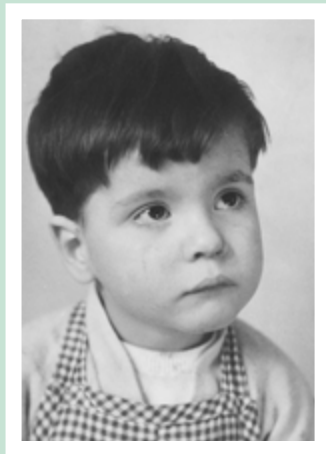
SITUATION DER FAMILIE: GASTARBEITERFAMILIE AUS ITALIEN

AUSBILDUNG: PRIMARSCHULE UND KV-LEHRE

BERUF: KAUFMÄNNISCHE ANGESTELLTE, PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: VERHEIRATET, DREI KINDER UND DREI ENKELKINDER

ÜBER MICH: ICH BIN IMMER OFFEN FÜR DIE ANLIEGEN DER MENSCHEN.



ZUR PERSON

NAME: ALDO TOMMASIN (ERSTER SOHN VON MARIA MACCARI UND VATER VON GIOVANNI TOMMASIN)

GEBURTSJAHR: 1958

SITUATION DER FAMILIE: DIE ELTERN WAREN ITALIENISCHE GASTARBEITENDE.

SÄUGLINGSHEIM: OTTENWEG

AUSBILDUNG: STUDIUM DER PHILOSOPHIE

BERUF: VERWALTUNGSLEITUNG AN DIVERSEN UNIVERSITÄTEN (IUAV IN VENEDIG, POLYTECHNIKUM TURIN UND AN DER SCUOLA NORMALE IN PISA), PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: GESCHIEDEN

ÜBER MICH: ICH WAR FRÜH SEHR SELBSTSTÄNDIG UND HABE MIR EIN GUTES LEBEN AUFGEBAUT. ALS MEIN SOHN ZUR WELT KAM, SPÜRTE ICH, WIE SICH ETWAS IN MEINEM LEBEN VERÄNDERTE. ES IST EINE GROSSE FREUDE, DIE VATERSCHAFT ERLEBEN ZU DÜRFEN UND VATER VON GIOVANNI ZU SEIN.

„Die Geburt meines Sohnes war die schönste Veränderung in meinem Leben“

Drei Generationen erzählen, wie eine Säuglingsheimplatzierung ihre Familie geprägt hat

Maria, ihr Sohn Aldo und ihr Enkel Giovanni leben in Venedig. Wenn sie ihre Familiengeschichte erzählen, tun sie dies aus dem Blickwinkel von drei Generationen und drei unterschiedlichen und zugleich eng miteinander verflochtenen Lebensläufen. Maria Maccari ist eine der letzten Zeitzeuginnen, die aus der Sicht einer Mutter berichten können, was es bedeutete, das eigene Kind in einem Säuglingsheim zurücklassen zu müssen. Grossmutter, Sohn und Enkel zeichnen die transgenerationalen Auswirkungen dieser schmerzhaften Trennung nach:

Als Maria und ihr Mann als italienische Gastarbeitende in die Schweiz kamen, lebten sie in beengten Verhältnissen in einer kleinen Zürcher Wohnung, die sie mit anderen Menschen teilen mussten. Nach einer kurzen Zeit des Zusammenlebens wurde Maria schwanger und brachte Sohn Aldo zur Welt. Sie erinnert sich noch genau an die ersten Worte der Hebamme im Spital: «Schau, was für einen hübschen Jungen du heute Nacht geboren hast!»

Kurz nach seiner Geburt mussten die Eltern Aldo in ein Zürcher Säuglingsheim geben. Maria erklärte ihrem Sohn zeitlebens, dass die damaligen rechtlichen Rahmenbedingungen für Gastarbeiterfamilien dazu geführt hätten, dass sie ihn nicht selbst habe aufziehen können. Die grosse Freude über die Geburt wich somit nach nur

wenigen Tagen einem tiefen Schmerz. Ihr erstes Kind durfte Maria weder stillen noch in den Arm nehmen, wie sie es sich so sehr gewünscht hätte. Nur einmal pro Woche konnte sie Aldo für wenige Stunden im Säuglingsheim besuchen.

Maria erinnert sich mit gemischten Gefühlen: Einerseits sei sie dem freundlichen Personal sehr dankbar; andererseits berichtet sie von den vielen Stunden im Wartezimmer, in denen sie gemeinsam mit anderen – häufig ebenfalls italienischen – Müttern auf das Wiedersehen mit ihrem Kind warten musste. Besonders schmerzhaft wurde die Situation, als Aldo älter wurde. Er sprach kaum Italienisch, seine Eltern verstanden ihn immer weniger, und bei jedem Besuch trafen sie einen traurigen Jungen an. Schliesslich fasste Maria einen Entschluss: Obwohl sie in der Schweiz eine gute Arbeit hatte, kehrte sie mit Aldo nach Italien zurück. Dort, sagt sie, habe sie endlich jene Beziehung zu ihrem Sohn aufbauen können, die ihr in seinen ersten Lebensjahren verwehrt geblieben war.

Aldo Tommasin selbst hat an die Zeit im Säuglingsheim kaum eigene Erinnerungen. Seine Geschichte kennt er vor allem aus den Erzählungen seiner Mutter und aus späteren Recherchen in Zürich. Dass seine Eltern ihn als Kleinkind zeitweise nicht verstanden, weil er kaum Italienisch sprach, erzählt er heute mit



ZUR PERSON

NAME: GIOVANNI TOMMASIN (ENKELSOHN VON MARIA MACCARI UND EINZIGER SOHN VON ALDO TOMMASIN)

GEBURTSJAHR: 2005

AUSBILDUNG: NACH DEM MATURABSCHLUSS BEREITET ER SICH AUF DIE AUFNAHMEPRÜFUNGEN FÜR DIE MILITÄRAKADEMIE VOR. IM SOMMER ARBEITET ER ALS BADEMEISTER AN DEN STRÄNDEN DER VENEZIANISCHEN KÜSTE.

FAMILIENSTAND: LEDIG

ÜBER MICH: MEINE LEIDENSCHAFTEN SIND ROCKMUSIK, FITNESS ZU TREIBEN UND MIT MEINEN FREUNDEN AUSZUGEHEN.



ZUR PERSON

NAME: MARIA MACCARI (MUTTER VON ALDO TOMMASIN UND GROSSMUTTER VON GIOVANNI TOMMASIN)

GEBURTSJAHR: 1929

AUSBILDUNG: IN DER SCHWEIZ FAND SIE ARBEIT ALS SCHNEIDERIN UND ERLERNTEN SO DIESEN BERUF.

BERUF: SCHNEIDERIN UND HAUSWARTIN EINER PRIMAR- UND SEKUNDARSCHULE IN Venedig (ISTITUTO CAVANIS), PENSIONIERT

FAMILIENSTAND: VERWITWET UND MUTTER VON DREI KINDERN (ALDO, CARLO UND ANNAMARIA)

ÜBER MICH: ICH HATTE NICHT IMMER EIN EINFACHES LEBEN. ABER ICH BIN STETS FÜR MICH EINGESTANDEN UND HABE MICH DURCHGESETZT. ICH DURFTE IN DER SCHWEIZ UND SPÄTER AUCH IN ITALIEN FÜR WICHTIGE MENSCHEN DIE KLEIDER SCHNEIDERN UND FAND DAFÜR VIEL ANERKENNUNG.

einem leichten Schmunzeln. Was ihn bis jetzt sehr beschäftigt: «Die Versorgung war vielleicht medizinisch einwandfrei. Aber es ist mir ein Rätsel, wie sie denken konnten, dass mütterliche Zuwendung entbehrlich sei.»

In seinen ersten Erinnerungen sieht sich Aldo als kleinen Jungen im Garten des Elternhauses in Italien spielen. Später wurden sein Bruder und seine Schwester geboren. Als schliesslich auch der Vater aus der Schweiz in die Heimat zurückkehrte, lebte die Familie erstmals wieder zusammen. Weil beide Eltern auch in Italien viel arbeiteten, verbrachten die Kinder später mehrere Jahre in einem Internat. Aldo übernahm früh Verantwortung für seine jüngeren Geschwister. Rückblickend sieht er darin nicht nur eine Belastung, sondern auch eine Erfahrung, die ihn selbstständig werden liess.

Die ersten Lebensjahre haben ihn dennoch geprägt. Langfristige Beziehungen fielen ihm seit jeher schwer, so erzählt er. Er sieht darin einen Zusammenhang mit der frühen Trennung von seiner Mutter und der fehlenden Bindung in den ersten Lebensmonaten.

Giovanni Tommasin wusste lange nichts von der Heimplatzierung seines Vaters. Über die Jahre in der Schweiz wurde in der Familie wenig gesprochen. Heute fragt er sich, ob diese frühe Erfahrung zur zurückhaltenden Art seines

Vaters beigetragen hat. Auf Aussenstehende möge Aldo unnahbar wirken, meint Giovanni. Er habe den Vater jedoch als eine verlässliche Konstante erlebt. Giovanni erinnert sich, dass sein Vater aus beruflichen Gründen oft verreisen musste; wenn er aber zuhause war, sei er für ihn da gewesen. «Er ist ein guter Vater!»

Für Aldo war die Geburt seines Sohnes die schönste Veränderung seines Lebens; sie hat seinem Leben eine neue Richtung gegeben. Auch als später die Beziehung zur Mutter in die Brüche ging, setzte Aldo alles daran, für seinen Sohn stets verfügbar zu bleiben.

Heute blickt jede Generation auf ihre eigene Weise auf die Familiengeschichte zurück: Für Maria ist der Schmerz der frühen Trennung bis heute spürbar. Aldo beschäftigt die Frage, welche Spuren die ersten Lebensjahre hinterlassen haben und weshalb die Bedeutung einer sicheren Bindung damals unterschätzt wurde. Giovanni kennt diese Geschichte als Teil seiner Familiengeschichte, und doch fühlt sie sich für ihn bereits weit entfernt an – seine eigene Kindheit verbindet er vor allem mit Geborgenheit. Dass sein Sohn unbeschwerter auf diese Familiengeschichte blicken kann, empfindet Aldo als etwas Kostbares. Ebenso liegt ihm am Herzen, dass die Geschichte seiner Familie erzählt wird – damit aus ihr gelernt werden kann.

„Erst als ich mit Aldo nach Italien
zurückkehrte, konnte ich zu ihm die Beziehung
aufbauen, die mir in seinen ersten
Lebensjahren verwehrt geblieben war.“

MARIA MACCARI



Spuren früher Erfahrungen – Erkenntnisse aus den Erzählungen

Rund 100 Menschen haben im Rahmen der Studie «Lebensgeschichten» von ihrer Platzierung im Säuglingsheim und ihrem weiteren Leben erzählt. Einige von ihnen machen ihre Geschichte in diesem Buch öffentlich. Damit leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung der Säuglingsheimplatzierungen im Rahmen der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen.

Säuglingsheimplatzierungen standen bisher kaum im Fokus der Aufarbeitung und waren in der Öffentlichkeit wenig bekannt. Anders als viele andere fürsorgische Eingriffe betreffen sie eine Lebensphase, an die sich die meisten Betroffenen nicht bewusst erinnern können. Die in diesem Buch dokumentierten Berichte der Zeitzeug:innen machen sichtbar, was lange unsichtbar geblieben ist, und zeigen, welche Auswirkungen diese frühe Erfahrung auf ein ganzes Leben haben kann.

Eine Vergangenheit ohne Erinnerung

Der Zugang zur eigenen frühen Geschichte ist in vielen Portraits ein zentrales Thema. Die meisten Betroffenen waren zu jung, um sich an ihre Zeit im Säuglingsheim bewusst zu erinnern. Was von dieser frühen Lebensphase bleibt, sind häufig nur einzelne Erinnerungsfragmente – wenige Erzählungen von Angehörigen, Fotos oder andere vereinzelte Spuren.

Manchen Betroffenen wurde erzählt, sie seien damals in einer Klinik oder einer Kinderkrippe gewesen; der Begriff «Säuglingsheim» blieb dabei unerwähnt. Andere wussten lange nichts von diesem Abschnitt ihrer Lebensgeschichte.

Einige erfuhren erst durch die Teilnahme an der Studie von ihrer Platzierung. Die neue Kenntnis erschütterte und ordnete zugleich Vieles ein. Denn manche Betroffenen hatten zeitlebens das unterschwellige Gefühl, «da sei noch etwas», von dem sie nichts wussten und das dennoch immer präsent war. Mit dem Wissen über ihre Säuglingsheim-Vergangenheit kam endlich Klarheit in ihr Leben.

Viele berichten, dass sie im Rahmen der Studie zum ersten Mal über das sprachen, was ihnen widerfahren ist. Bis dahin sei das Thema zu schmerzhaft oder zu schambesetzt gewesen. In manchen Fällen führte die Auseinan-

dersetzung mit der eigenen Vergangenheit erstmals zu Gesprächen mit Geschwistern, Partner:innen, Kindern oder Enkelkindern und manchmal auch mit hochbetagten Eltern.

Zugang zur eigenen Geschichte

Die Aufarbeitung – und insbesondere die Einsicht in das Studienarchiv – eröffnete den Betroffenen einen gänzlich neuen Zugang zu dieser frühen Phase ihres Lebens, zu der es bisher kaum greifbare Anhaltspunkte gab: keine Erinnerungen, oft keine Bilder, kaum Erzählungen.

Viele bekundeten eindrücklich, wie stark sie das Lesen der Akten emotional bewegt hat. Die Sprache von damals wirkt aus heutiger Sicht oft hart, pauschalisierend oder entwertend. Manche erkennen sich darin nicht wieder, andere reagieren mit Unverständnis, Irritation oder Wut. Für so manchen Betroffenen weckt dies auch Erinnerungen an ein Gefühl, als Kind nicht ernst genommen worden zu sein; ein Gefühl, das bis heute nachwirkt.

Einige ordnen die Akten als Abbild der damaligen Zeit ein: als Spiegel einer Epoche, in der andere Vorstellungen von Familie, Moral und Erziehung vorherrschten. Die Dokumente machen diese Denkweisen sichtbar. Andere erleben die Akten als eine schmerzhaft Konfrontation mit Darstellungen über ihr Selbst, in denen sie sich nicht wiederfinden. Und wieder Andere sind trotz allem dankbar für die Informationen, weil sie ihnen helfen, ihre frühe Kindheit besser zu verstehen.

Zwischen Schutz und Zwang

Obwohl sich die meisten Betroffenen nicht an die Zeit im Säuglingsheim erinnern können, empfinden viele tiefe Trauer und Betroffenheit über die Vorstellung, als kleine Kinder über lange Zeit allein in ihren Bettchen gelegen zu haben – ohne verlässliche Zuwendung, ohne Nähe.

Ebenso präsent sind die Erzählungen darüber, was die Trennung für die Eltern und insbesondere die Mütter bedeutete. Die Platzierung war häufig nicht das Ergebnis einer Entscheidung aus freiem Willen, sondern Ausdruck gesellschaftlichen Druckes, moralischer Verurteilung und institutioneller Macht. Sie wurde als Erfahrung von Zwang, Scham und Ohnmacht erlebt. Viele Betroffene

beschreiben, wie sehr diese Trennung ihre Eltern prägte. Manche zerbrachen daran oder litten lebenslang unter Schuldgefühlen. Es wird auch von Suiziden oder Suizidversuchen der Eltern berichtet.

Zugleich gibt es auch andere Stimmen: Einige Betroffene bekunden ausdrücklich ihre Dankbarkeit für die Aufnahme im Heim, weil die Situation in ihrer Herkunftsfamilie von Gewalt, psychischer Erkrankung oder schwerer Überforderung geprägt war. Für sie erscheint die Platzierung im Rückblick als Schutz oder sogar als lebensrettend.

Wieder andere beschreiben ihre Eltern als Menschen, die sie liebten, die unter den damaligen Bedingungen jedoch kaum Handlungsspielraum hatten. Für diese Familien war die Platzierung Folge struktureller Not, gesellschaftlicher Ausgrenzung und fehlender Unterstützung durch staatliche Institutionen.

Vielfältige Lebenswege

Obwohl diese Menschen in Säuglingsheimen unter ähnlichen Bedingungen aufwuchsen, zeigt sich, wie unterschiedlich diese Leben verlaufen sind. Bildungs- und Gesundheitsbiografien, familiäre Wege sowie persönliche Entwicklungen weisen eine grosse Bandbreite auf. Ebenso verschieden sind die Deutungen dessen, was damals geschehen ist und welche Bedeutung diese frühe Erfahrung im eigenen Leben hat.

Viele Portraits beschreiben Erfahrungen von Einsamkeit und fehlenden Wurzeln. Häufig ziehen sich auch existenzielle Fragen zu Herkunft, Zugehörigkeit und Identität durch die Lebensgeschichten. Es geht um Vertrauen, um Verankerung und um die Suche nach einem Platz in der Welt. In einigen Erzählungen ist diese Unsicherheit eng mit Migration und Diskriminierung verknüpft, in anderen mit dem Stigma des Heimkind-Seins, mit Scham oder mit dem Gefühl, als Kind nicht wirklich gewollt oder immer wieder «herumgeschoben» worden zu sein. Der Groll über das erlebte Unrecht ist oftmals spürbar.

Mehrere Betroffene berichten offen von schweren psychischen Krisen im Verlauf ihres Lebens – von Depressionen, Ängsten, Zusammenbrüchen, Suizidgedanken oder Suizidversuchen. Solche Erfahrungen gehören für einen grossen Teil der Betroffenen zu ihrer Lebensgeschichte.

Einige Betroffene erzählen aber auch davon, was ihnen geholfen hat, mit ihren Erfahrungen umzugehen: Therapie, Glaube, Spiritualität, Bewegung, Arbeit, Schreiben, Disziplin, Reisen, persönliche Reflexion oder die Gründung einer Familie. In den Lebensgeschichten tauchen zudem immer wieder Menschen auf, die eine wichtige Rolle spielten: eine Lehrperson, ein Geschwister, eine Heimmitarbeiterin, eine Köchin, eine Nachbarin, ein Therapeut, eine Partnerin oder andere Bezugspersonen, die ihnen Zuwendung, Halt oder ein Gefühl von Geborgenheit gaben. In vielen Portraits wird spürbar, wie sehr solche Erfahrungen einen Unterschied machen konnten.

Wieviel Kraft es brauchte, um das Leben zu gestalten, kam ebenso oft zur Sprache. Nicht alle Betroffenen möchten primär als Opfer gesehen werden. Einige berichten auch von schönen Kindheiten und liebevollen Erinnerungen an ihre Eltern. Sie wollen nicht auf die Heimerfahrung reduziert, sondern als Menschen wahrgenommen werden, die Entscheidungen getroffen, Verantwortung übernommen und ihren Weg gemacht haben, oft unter schwierigen Voraussetzungen.

Nicht wenige betonen ausdrücklich, dass sie stolz sind auf ihren Werdegang und zufrieden damit, wo sie heute stehen. Und dass sie gerade durch das, was sie erlebt haben, stark geworden seien. Heute fühlen sie sich an einem guten Ort angekommen, verspüren innere Ruhe und blicken zuversichtlich in die Zukunft.

Beziehungen als Möglichkeit zur Veränderung

Ein Thema, das in vielen Portraits deutlich hervortritt, ist die Bedeutung von Partnerschaft. Für viele wurde die Liebesbeziehung oder Ehe zu einem Raum, in dem sie erstmals ein Gefühl von «Zuhause» erfahren durften: Verlässlichkeit, Zugehörigkeit, Geborgenheit, ein fester Boden. Die Lebenspartnerin oder der Lebenspartner wird häufig als eine wichtige, stabilisierende Kraft beschrieben – als Mensch, durch den Nähe, Sicherheit und Vertrauen möglich wurden und durch neue positive Beziehungserfahrungen heilen oder beruhigen liessen.

Für manche Betroffenen bleibt das Thema «Beziehungen» jedoch ein Leben lang schwierig. Viele erzählen von Mühe mit Nähe, von Rückzug, Misstrauen, Angst vor

Abhängigkeit oder vom Gefühl, sich emotional nicht wirklich einlassen zu können. Andere berichten von Konflikten, Gewalt und Beziehungen, die von erneuten Verletzungen geprägt waren.

Unterschiedliche Wege zeigen sich auch im Umgang mit der eigenen Familie: Einige entschieden sich bewusst gegen Kinder – aus Sorge, belastende Erfahrungen könnten sich wiederholen. Andere wollten es mit ihren Kindern anders machen – liebevoller, verlässlicher und präsenter. Sie betonten, wie wichtig ihnen die Fürsorge und eine gute Beziehung zu ihren Kindern und Enkelkindern sind. In manchen Lebensgeschichten setzten sich schwierige Beziehungsmuster fort: etwa in Form von Beziehungsabbrüchen, Gewalt, Platzierungen oder Adoptionen.

Auch die Beziehungen zu Geschwistern wurden durch die damaligen Platzierungen geprägt. Manche wuchsen gemeinsam auf, andere wurden getrennt und lernten sich teilweise erst im Erwachsenenalter kennen.

Wenn Erzählen Bedeutung erhält

Die Bereitschaft, die eigene Geschichte zu erzählen, ist häufig mit einem klaren Wunsch verbunden: Die Gesellschaft soll erfahren und nachvollziehen, was damals geschehen ist, welche Folgen dies hatte und dass daraus Lehren gezogen werden.

In den Erzählungen wird deutlich, wie wichtig es den Betroffenen ist, auf die Bedeutung von verlässlichen und liebevollen Beziehungen in der frühen Kindheit aufmerksam zu machen. Sie möchten dazu beitragen, dass ein Bewusstsein dafür entsteht, wie prägend die ersten Lebensjahre für ein ganzes Leben sein können.

Zugleich richtet sich dieser Wunsch auf Gegenwart und Zukunft: Es geht darum, hinzuschauen, Verantwortung zu übernehmen und dafür zu sorgen, dass Kinder die Unterstützung erhalten, die sie für eine gesunde Entwicklung brauchen.

Für viele Betroffene fällt die Teilnahme an der Studie in eine Phase, in der sie ohnehin auf ihr Leben zurückblicken, etwa im Übergang zur Pensionierung. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte hat sie dabei auch persönlich unterstützt, ihr Leben zu reflektieren und einzuordnen.

Nicht alle Betroffenen entschieden sich jedoch für diesen Weg. Einige lehnten eine Teilnahme an der Studie oder am Buchprojekt bewusst ab, weil sie diesen Teil ihrer Vergangenheit hinter sich lassen oder sich nicht erneut damit beschäftigen wollten. Dies macht deutlich, dass die Aufarbeitung eines gemeinsamen Schicksals individuell unterschiedlich verlaufen kann und dass es kein «richtiges» oder «falsches» Vorgehen im Umgang mit der eigenen Geschichte gibt.

Aufarbeitung bedeutet in diesem Zusammenhang, die unterschiedlichen Stimmen der Betroffenen ernst zu nehmen und daraus Verantwortung für die Gegenwart und die Zukunft abzuleiten. Die in diesem Buch dokumentierten Lebensgeschichten leisten dazu einen bedeutenden Beitrag zur historischen Aufarbeitung der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen ebenso wie zum gesellschaftlichen Verständnis früher Kindheit.

Die Auseinandersetzung mit diesem institutionellen Unrecht ist deshalb nicht nur wissenschaftlich relevant, sondern auch gesellschaftlich notwendig. Sie verschafft den Betroffenen Gehör, macht Unrecht sichtbar und trägt dazu bei, Stigmatisierung abzubauen. Sie erinnert uns daran, gegenüber blinden Flecken der Gegenwart achtsam zu sein und diese für das Heute und die Zukunft kontinuierlich zu reflektieren.

Publikationen zur Studie «Lebensgeschichten»

- Lannen, P., Sand, H., Chaouch, A., Sticca, F., Paz Castro, R., Wehrle, F. M., Rousson, V., & Jenni, O. G. (2026). Survival of the nurtured: A 60-year follow-up study on mortality in institutionalised infants. *Child Abuse and Neglect*, 176, 108040.
DOI: 10.1016/j.chiabu.2026.108040
- Kilic, S., & Lannen, P. (in print). Erinnerungen an das Säuglingsheim – Biografische Erzählungen von ehemals platzierten Personen. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*.
- Lannen, P., Graf, N., Kilic, S., Paz Castro, R., Wehrle, F. M., & Jenni, O. G. (2026). Ripples across generations: Offspring outcomes after parental infant institutionalisation – Study protocol of the LifeStories Offspring Project. *Frontiers in Psychology*, 17, 1736639.
doi.org/10.3389/fpsyg.2026.1736639
- Sand, H., Eichelberger, D. A., Wehrle, F. M., Simoni, H., Jenni, O. G., & Lannen, P. (2024). Effects of early institutionalization under conditions of psychosocial deprivation on cognitive functioning 60 years later: Findings of the Lifestories project. *Child Abuse and Neglect* 154, 106917.
doi.org/10.1016/j.chiabu.2024.106917
- Sand, H., Sticca, F., Eichelberger, D. A., Wehrle, F. M., Simoni, H., Jenni, O. G., & Lannen, P. (2024). Raised in conditions of psychosocial deprivation: Effects of infant institutionalization on early development. *Children and Youth Services Review*, 163, 107718.
doi.org/10.1016/j.childyouth.2024.107718
- Lannen, P., Simoni, H., & Jenni, O. G. (2024). Heimplatzierung von Kleinkindern in der Schweiz – 60 Jahre danach. In H. Liebsch, E. Flemming, & C. Spitzer (Hrsg.), *Wochenkrippen und Säuglingsheime: Institutionalisierte Fremdbetreuung im frühen Kindesalter*. Psychosozial-Verlag.
doi.org/10.30820/9783837962291
- Lannen, P., Sticca, F., Sand, H., Bombach, C., Simoni, H., & Jenni, O. (2024). Lebensgeschichten: Säuglingsheimplatzierung und ihre Bedeutung über die Lebensspanne. In R. Knüsel, A. Grob & V. Mottier (Hg.), *Schicksale der Fremdplatzierung. Behördenentscheidungen und Auswirkungen auf den Lebenslauf. Nationales Forschungsprogramm Fürsorge und Zwang. Band 3* (pp. 27–38). Schwabe Verlag.
- Lannen, P., Bombach, C., Sticca, F., Simoni, H., & Jenni, O. G. (2022). The LifeStories project: Empowering voices and avoiding harm – Ethics protocol of a long-term follow-up study of individuals placed in infant care institutions in Switzerland. *Frontiers in Psychology*, 13, 1032388.
doi.org/10.3389/fpsyg.2022.1032388

Lannen, P., Sand, H., Sticca, F., Ruiz Gallego, I., Bombach, C., Simoni, H., Wehrle, F. M., & Jenni, O. G. (2021). Development and health of adults formerly placed in infant care institutions – Study protocol of the LifeStories project. *Frontiers in Human Neuroscience*, 14, 611691.
doi.org/10.3389/fnhum.2020.611691

Lannen, P., Bombach, C., & Jenni, O. G. (2020). Using participatory methods to develop and implement research on historical compulsory social measures and placements in Switzerland. *International Journal of Child, Youth and Family Studies*, 11(4), 96–120.
doi.org/10.18357/ijcyfs114202019940

Lannen, P., Paz Castro, R., Sand, H., Chaouch, A., Wehrle, F. M., Rousson, V., & Jenni, O. G. (submitted). Mental and physical health 60 years after severe psychosocial deprivation in early childhood: A population-based cohort study.

Graf, N., Raquel Paz, C., Kilic, S., Sand, H., Wehrle, F. M., Jenni, O. G., & Lannen, P. (in revision). Not Being Parented to Not Being a Parent: The Lasting Impact of Early Institutional Psychosocial Deprivation on Reproductive Outcomes. *Child Abuse and Neglect*.

**Mehr über das Nationale
Forschungsprogramm
Fürsorge und Zwang (NFP 76)
erfahren Sie hier:**



Danksagung

Unser grösster Dank gilt allen Studienteilnehmenden. Sie haben uns Einblick in ihre Lebensgeschichten gegeben und waren bereit, sich mit frühen Erfahrungen auseinanderzusetzen, die oftmals schmerzhaft sind und über viele Jahrzehnte kaum Gehör fanden. Besonders danken wir jenen Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die ihre persönliche Geschichte in diesem Buch erzählen und mit der Öffentlichkeit teilen. Damit machen sie nicht nur das eigene Erleben sichtbar; ihre Portraits verweisen zugleich auf die Erfahrungen vieler weiterer Betroffener, die nicht selbst öffentlich darüber sprechen können oder möchten. Für den Mut, den es dafür braucht, und das damit verbundene Vertrauen sind wir ausserordentlich dankbar.

Die Erarbeitung und Veröffentlichung dieses Buches wurden durch die finanzielle Unterstützung des Bundesamtes für Justiz im Rahmen des Programmes «erinnern für morgen» ermöglicht. Laura Lämmli und Veronika Neruda danken wir darüber hinaus herzlich für die engagierte, wertschätzende und vertrauensvolle Begleitung des Vorhabens.

Die wissenschaftliche Studie, auf der dieses Buch beruht, wurde vom Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des Nationalen Forschungsprogrammes 76 «Fürsorge und Zwang»

sowie von der Stadt Zürich, dem Lotteriefonds des Kantons Zürich, der Maiores Stiftung und der Paul Grüniger Stiftung finanziell unterstützt. Ihnen allen danken wir dafür, dass sie diese wissenschaftliche Aufarbeitung ermöglicht haben.

Unser herzlicher Dank gilt Clara Bombach, Vanda Capon-Sieber, Nina Graf, Oskar Jenni, Ivan Ruiz Gallego, Gaby Ryffel, Hannah Sand, Vera Sieber, Sven Staub, Fabio Sticca, Claudia Stratil und Flavia Wehrle sowie den zahlreichen wissenschaftlichen Mitarbeitenden und Studierenden, die in unterschiedlichen Phasen mit grossem Engagement und umsichtiger Sorgfalt an der Umsetzung der Studie mitgewirkt haben.

Dr. Heidi Simoni, der ehemaligen Institutsleiterin des Marie Meierhofer Institutes für das Kind, danken wir dafür, dass sie die Entstehung und Durchführung der Studie unterstützt und begleitet hat.

Schliesslich danken wir jenen, die das Buch in seinem Werden prägten – vor allem Dominik Woodtli für die eindrücklichen Portraitaufnahmen und Michael Stahl für die einfühlsame gestalterische Umsetzung.

Sie alle haben dazu beigetragen, dass aus der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit Verantwortung für Gegenwart und Zukunft erwachsen kann.

Das Marie Meierhofer Institut für das Kind (MMI)

wurde 1957 von der Zürcher Kinderpsychiaterin und Stadtärztin Dr. med. Marie Meierhofer gegründet. Das MMI ist ein Kompetenzzentrum für die Frühe Kindheit. Die Arbeit des Institutes war in den ersten Jahren wesentlich von Marie Meierhofers Einsatz für bessere Lebensbedingungen von Kindern in Heimen und Krippen geprägt. Die Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen junger Kinder und mit den Bedingungen ihres Aufwachsens gehört damit zur Gründungstradition des MMI.

Im Zentrum seiner Arbeit stehen die Bedürfnisse, Rechte und Perspektiven von Kindern. Das MMI hört Kindern zu und bringt ihre Perspektiven in Forschung, Praxis und Öffentlichkeit zur Geltung.

Die Arbeitsgebiete des MMI umfassen insbesondere die kindliche Entwicklung, den Kinderschutz, die Partizipation von Kindern sowie die frühe Bildung, Betreuung und Erziehung. Ein wesentlicher Schwerpunkt liegt auf Kindern und Familien, die unter psychosozial belastenden oder sozioökonomisch prekären Bedingungen leben.

Das MMI vereint interdisziplinäre Forschung, Praxis und Wissenstransfer unter einem Dach. Es entwickelt und evaluiert Praxisprojekte, untersucht die Lebensbedingungen von Kindern und Familien und begleitet sie im Rahmen von Beratung sowie Therapie. Darüber hinaus unterstützt das Institut Fachpersonen mit Beratung, Supervision und Weiterbildung. Durch Fachveranstaltungen und Publikationen vermittelt es wissenschaftlich fundiertes Wissen an Praxis, Politik und Gesellschaft.

Das MMI ist als gemeinnütziger Verein organisiert und ein assoziiertes Institut der Universität Zürich.

Impressum

Herausgeber:

Marie Meierhofer Institut für das Kind (MMI)

Assoziiertes Institut der Universität Zürich

Redaktionsleitung:

PD Dr. Patricia Lannen (Institutsleiterin MMI)

Redaktion:

Dr. Selin Kilic, Stefanie Heinze

Unter Mitarbeit von:

Nina Model, Dr. Raquel Paz Castro, Catarina Quarck

Lektorat:

Stefanie Heinze

Gestaltung:

Michael Stahl Visuelle Kommunikation

Fotografie:

Dominik Woodtli

Fotonachweis:

Titel: Archiv Marie Meierhofer Institut für das Kind

Seite 4: Bundesamt für Justiz / David Harnisch

Seiten 8, 10, 12, 14: Archiv Marie Meierhofer Institut für das Kind

Seiten 19, 20, 22, 25, 27, 28, 31, 33, 34, 37, 39, 40, 43, 45, 46, 49,

51, 52, 55, 57, 58, 61, 61, 64, 67, 69, 71-74, 76, 77: Dominik Woodtli

Seite 16: Szene aus nicht veröffentlichtem Videomaterial des MMI im Rahmen der Studie «Lebensgeschichten», mit freundlicher Genehmigung des Studienteilnehmers

Seiten 19, 20, 22, 25, 27, 28, 31, 33, 34, 37, 39, 40, 43, 45, 46, 49,

51, 52, 55, 57, 58, 61, 63, 64, 67, 69, 71-74, 80: zVg

Druckerei:

Prowema GmbH

Vertrieb:

Marie Meierhofer Institut für das Kind (MMI)

Pfingstweidstrasse 16 | CH-8005 Zürich

T +41 44 205 52 20 | info@mmi.ch | www.mmi.ch

Diese Publikation kann im MMI Shop unter www.mmi.ch/shop

bestellt werden und steht unter <https://www.erinnern-fuer-morgen.ch/>

zum kostenlosen Download zur Verfügung.

© 2026

Sämtliche Rechte für Texte und Fotos (wenn im Fotonachweis nicht anders genannt) liegen beim Marie Meierhofer Institut für das Kind (MMI).

Eine Wiederverwendung oder Vervielfältigung ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung des MMI erlaubt.

ISBN 978-3-907674-05-5

Diese Publikation ist mit freundlicher Unterstützung des Bundesamtes für Justiz im Rahmen des Programmes «erinnern für morgen» entstanden.

